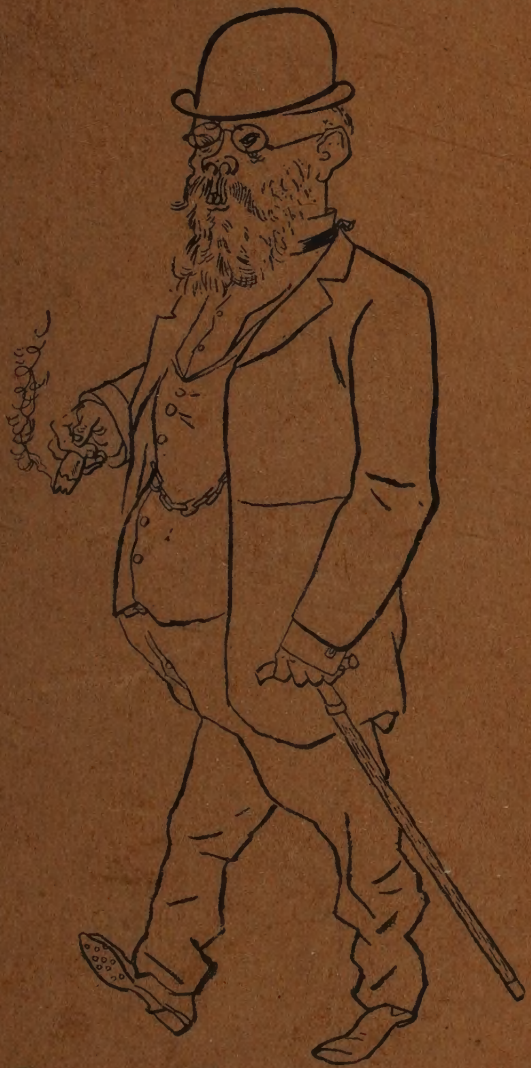
Hans Reimann

Das Paukerbuch



Paul Steegemann Verlag Hannover und Leipzig

Hans Reimann / Das Paukerbuch

Hans Reimann

Das Paukerbuch

Skizzen vom Gymnasium

Paul Steegemann
Verlag · Hannover und Leipzig

Alle Rechte vorbehalten
Fünftes bis vierzehntes Tausend
Umschlagzeichnung von George Grosz
Copyright 1922 by Paul Steegemann Verlag, Hannover
Geschrieben während des Monats Oktober 1916 in Podhajce, Lipica Dolna und anderen ostgalizischen Dörfern
Gedruckt bei Oscar Brandstetter, Leipzig 1922

Für

Peter und Frank

meine beiden Jungens!

Nikolaigymnasium zu Leipzig.

Abgangszeugnis.

Albert Johannes Reimann,

geboren zu Leipzig N. am 18. Novbr. 1889, evluth.

Konfession, Sohn des Kaufmanns Herrn Albert Reimann,

wurde Ostern 1900 in die Sexta aufgenommen und Ostern 1906

in die Ober Secunda versetzt, der er bis jetzt angehört hat. Bei seinem

Abgange sind ihm folgende Zensuren erteilt worden:

Betragen: IV

Fleiss: 3

Leistungen:

der Religion: 3	in der Mathematik: 3
in der deutschen Sprache: 3	in den Naturwissenschaften: 3
in der lateinischen Sprache: 4	in der Erdkunde: 4
der griechischen Sprache: 3b	der Geschichte: 3b
in der französischen Sprache: 2b	im Gesang: 2b
in der hebräischen Sprache: —	im Turnen: 2
in der englischen Sprache: —	im Zeichnen: —
	im Schreiben (Stenographie): —

Besondere Bemerkung: R. erhielt am 13. Februar d. J. wegen grober Unfugs
verhaftet der Schulhäuser der Gruet ab.
Er konnte nicht versetzt werden.

Leipzig, am 25. März 1907

A. Joh. Baumert
Klassenlehrer.

Kretzschmar
Rektor.

Bedeutung der Ziffern:

1) Für Betragen und Fleiss: I völlig befriedigend, II befriedigend, III wenig befriedigend, IV nicht befriedigend.
2) Für Leistungen: 1 sehr gut, 2 gut, 3 genügend, 4 wenig genügend, 5 ganz ungenügend.
a erhöht, b erniedrigt die Ziffer.

„Gymnasium"

Ich bin Schüler eines Gymnasiums meiner Heimatstadt gewesen.

Gymnasium heißt auf deutsch „Ringschule".

Als ich das erste Mal beim Ringkampf mit einem Klassenbruder (in der Pause) betroffen wurde, kriegte ich eine Strafstunde.

Gymnasium heißt auf deutsch „Ringschule".

Deshalb hatten wir allwöchentlich zwei (zwei!) Turnstunden.

Gymnasium heißt auf deutsch „Ringschule".

Die griechischen Gymnasiasten unterschieden sich vor allen Dingen darin von den „germanischen", daß sie keine Zwicker und Brillen trugen, sondern Muskeln.

In Griechenland gab es aber auch keine Professoren.

Der Kax

Französisch gab Professor Ramsthaler. Das war ein ganz kleines Männchen, aber ein arroganter, eingebildeter Patron.

Er hieß Ramsthaler, sein Spitzname jedoch lautete Caligula. Erstens des cäsarischen Auftretens, zweitens seiner unberechenbaren Launen wegen und drittens, weil er in winzigen Stiefelchen einher stolzierte.

Auf die Dauer war „Caligula" zu lang und umständlich, und es verschliff sich — philologisch nicht einwandfrei — zu „Kax".

Das Wort „Ramsthaler" sprach kein Schüler aus; alle redeten per Kax.

Daß er ein Pflaumen-Männchen war, sagte ich bereits.

Was ihm an Größe abging, suchte er durch imponierendes Auftreten und hohe Absätze gut zu machen.

Er war grausam und gebärdete sich wie eine Gottheit.

Wer in seinen Stunden nieste oder sonstwie ein unbedeutendes Geräusch von sich gab, der wurde unweigerlich in Arrest gesteckt.

Die Folge dieser despotischen Überhebung war, daß im „Französischen" der tollste Radau vollführt wurde. Man verstand mitunter sein eigenes Wort nicht.

So konnte keiner bestraft werden.

Es ging laut her beim Kax, und gearbeitet wurde nicht.

Wir vertrieben uns die Zeit mit Feez und Jux; denn ernst nahmen wir den kleinen Mann nicht.

Wer ihn als französischen Lehrer gehabt hat, der hat gelernt, wie man die Glühstrümpfe auf den Gaslampen kaput macht, und wie man das Rülpsen und den Schluckauf naturgetreu imitiert, aber Französisch hat er nicht gelernt.

Der Kax polterte beim Sprechen, wie wenn jemand eine Wendeltreppe hinunter kullert, und sein drittes Wort war „Schweunereu".

Er diktierte fortgesetzt Strafstunden und sperrte die ganze Klasse ins Karzer; er vermaß sich, die Herren Väter zu bestellen und beim Rektor Beschwerde zu führen — — alles das, um sich in seiner furchtbaren Größe aufzuspielen. Unternehmen tat er jedoch nichts. Es war alles bloß Rederei.

Wenn er fein artig war und uns parierte, hielten wir Burgfrieden.

Er trug meist zu einem schwarzen Rocke, der um den Nacken von einem Kranze frischer Schuppen geschmückt war, eine graue Hose, die der heimlichen Bestimmung diente, seine miekrigen Beine länger erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit waren; die sich indes in korkzieherförmigen Windungen bis auf die Stiefelchen zu ringeln pflegte.

Auf den Stiefelchen war niemals nicht kein Stäubchen zu erblicken; sie glänzten und funkelten wie der in den Schlips gespießte Brillant, ein kostbares Erbstück von einem Urahn und Kartoffelgröße.

Wenn der Kaz sein Taschentuch aus der lin-

ken Außentasche des Rockes zog, wogte eine betäubende Wolke ordinären Parfüms durch den Raum.

Trotzdem roch er beständig nach Wacholder.

Sein Bart hing wie ein Batzen angebranntes Sauerkraut unter der klobigen Nase und war mit einem Mechanismus versehen, so daß er gesträubt werden konnte.

Der Kaz hinkte ein wenig, wenn auch mit unleugbarer Grazie und einem Schuß Selbstgefallen.

Er war von maßloser Eitelkeit, unablässig auf schöne Posen bedacht, liebte die abgerundeten Bewegungen und hüpfte gern. Dennoch suchte er hinwiederum durch pomphafte Gebärden zu blenden und durch Wucht zu erschüttern.

Seine Stunden verliefen äußerst geräuschvoll. Wer ahnungslos von draußen hereingeschneit wäre, der hätte vermeinen mögen, einer Zirkusvorstellung beizuwohnen oder in eine Menagerie geraten zu sein.

Schon ehe der Kaz das Klassenzimmer betrat, ward irgendein Unfug ausgeheckt.

Die Klinke wurde mit Juckpulver bestreut oder der Stuhl vor die Tür gesetzt oder ein Weg bis zum Pult mit Konfetti markiert.

Unter dem Katheder standen mindestens Bierflaschen oder alte, von zuhaus entwendete Tassen und Töpfe.

Das Pult war mit Kreide beschmiert, an den Lampen hingen dekorative Papierschlangen, an der Tafel Turnschuhe oder ein geheimnisvoller Strumpf.

Jetzt kam der Kax hereingestelzt, roch nach Wacholder und plauzte die Tür dröhnend zu.

Schon stürzte ein kunstvoll auf dem oberen Pfosten befestigtes Steinchen herunter.

Der Kax tänzelte auf das Podium —— schon krachte eine listig gelegte Knallerbse.

Der Kax wollte Platz nehmen, aber der Stuhl war festgenagelt.

Aufgebracht und mit dicken Tönen — das Wort „Schweunereu" war deutlich herauszuhören — gab er sein Mißfallen kund, verließ den unwirtlichen Thron und stieg herunter, um sich in unsrer Mitte, bändigend, aufzuhalten.

Er warf einen Blick auf die Wandtafel: sein Spitzname bedeckte die schwarze Fläche.

Allenthalben war „Kax" zu lesen. An den Wänden mit Kohle geschrieben; an den Fenstern, mit Seife oder Farbe.

Von da, von dort, aus der Ecke, überallher tönte es „Kax"!

Sein Name war in aller Munde.

Einer zupfte ihn am Rockschoß:

Wuppdich schoß er herum und brüllte: „Sö Flögöl!"

Der Bösewicht begehrte auf: „Ich weiß von nichts, Herr Professor!"

„Lögen Sö nücht!"

„Aber Herr Professor, ich versichere Ihnen..."

„Sö dommer Jonge Sö!"

„Herr Professor, ich versichere Ihnen ehrenwörtlich..."

„Natörlich sönd Sö dör Frövler göwösen!"

„Herr Professor, ich schwör' es Ihnen..."

Der Rest des kurzweiligen Zwiegesprächs erstickte in einer Lawine von Geheul und Gejaul.

Also retirierte der Kax, auf Haltung bedacht,

nach dem freien Platz zwischen erster Bankreihe und Katheder und tummelte sich allda mit lächerlicher Gespreiztheit.

Der Unterricht begann. Eine Fabel von Lafontaine war zu übersetzen.

Franke wird aufgerufen.

Allgemeines Hallo.

Franke hat kein Buch.

Es wird ihm eins geborgt.

Franke weiß nicht, welche Fabel.

Es wird ihm gezeigt.

Franke hat's.

Er liest die Überschrift.

Mit einem Male spielt jemand lieblich auf einer Mundharmonika und zerreißt auf diskrete Art die wissenschaftliche Stimmung.

Der Kax lauscht andächtig und riecht nach Wacholder.

Der Musikant hat geendet, ein Beifallsgetrampel erster Ordnung erfolgt, und Franke hat unterdessen die fehlenden Vokabeln im Wörterbuche nachgeschlagen und in den Text geschrieben.

Der Lafontaine wird wieder zur Hand genommen, und die Stunde geht weiter.

Einer meldet sich: er möchte hinaus.

Er darf.

Kaum ist er draußen, so wollen fünf andere hinaus.

Sie sollen warten, befiehlt der Kax, bis der erste zurück ist.

Sie können nicht warten, versichern sie. Sie seien schwer krank. Einer hat — zum Gaudium der Klasse — den Durchfall; ein anderer behauptet, es sei ihm eine Leistendrüse geschwollen. Ob er sie vorweisen solle?

Der Kax läßt die Horde hinaus, in Besorgnis, das Unheil möchte schlimmer werden, wenn er sie dabehalte.

Der Lafontaine wird wieder zur Hand genommen, und die Stunde nimmt ihren Fortgang.

Franke hat die Zeit ausgenützt.

Er übersetzt ohne jedweden Fehler.

Da meldet sich wieder einer: er müsse unter allen Umständen hinaus.

Der Kax läßt ihn nicht.

Der Schüler, es ist Backhaus, besteht auf seinem Willen.

Der Kax panzert sich mit Hartherzigkeit und zeigt sich entschlossen, aus dem Zweikampfe als Sieger hervorzugehen.

Backhaus beteuert, ein ärztliches Attest beibringen zu wollen.

(Sein Vater ist Dr. med.)

Er müsse unter allen Umständen hinaus.

Der Kax ist unerbittlich.

Backhaus wirft sich mit einem Schreie der Verzweiflung in die Bank und hebt an, ergreifend zu schluchzen.

Da gewährt ihm der Kax seinen Willen.

Der Lafontaine wird wieder zur Hand genommen, die Stunde geht weiter.

Franke übersetzt fließend.

Da steht einer auf: Es sei vielleicht ratsam, wenn er nach den Hinausgegangenen sähe; denen könne ein Unheil zugestoßen sein.

Der Kax gestattet es großmütig.

Nach und nach leert sich die Klasse; die Hälfte der Schüler ist draußen oder vielmehr „unten".

Sie sitzen beim Hausmann und paffen Zigaretten.

Schließlich wird der Primus ausgesandt, die Verschwundenen zurückzubeordern.

Der Primus läßt sich unten beim Hausmann, stürmisch begrüßt, nieder, und die Hausmannsfrau bringt ihm ein Glas Milch und eine belegte Semmel.

Zwei Minuten vor Schluß der Stunde treffen sie alle miteinander wieder ein — — mit gräßlich verzogenen Gesichtern und die Taschentücher in den Mund gepfropft, um nicht vor Gelächter zu platzen.

— — Oftmals geschah es auch, daß im Gegenteil kein einziger hinausmußte.

Dann wurde „Bänke-Rücken" gespielt.

Die Ultimi fingen an, die in der Mitte Sitzenden rückten nach, und die Ersten schlossen.

Die Kunst war die, daß sämtliche Bänke ohne Zwischenraum an die Rückwand des Klassenzimmers geschoben werden mußten; die letzte Bank stand schließlich eingekeilt in der äußersten Ecke. Durch das Nachrücken der übrigen ent-

stand vor dem Pulte eine Art Tanzplatz: und auf diesem bewegte sich der Kay mit Anmut und unfähig, einzuschreiten.

Einer unserer Frechsten brachte gelegentlich seinen älteren Bruder, der ebenfalls Schüler des Kay war, mit und setzte ihn auf den Platz eines, der infolge Krankheit fehlte.

Der Kay unternahm nichts dagegen.

— — Schriftliche Hausaufgaben zu stellen, wagte er selten.

Unvergeßlich ist mir ein „Thème", das wir über die Pfingstferien aufbekommen hatten.

Ehe es zurückgegeben wurde, erschien der Kay in der Klasse, roch nach Wacholder und verkündete: Fünfzehn Schüler hätten die gleiche Arbeit abgeliefert. Wenn sich diese Fünfzehn freiwillig in der nächsten Pause am Lehrerzimmer einfänden würden, wolle er von einer disziplinarischen Bestrafung absehen.

In der Pause umlagerten achtundzwanzig Mann das Lehrerzimmer, nämlich die ganze Klasse.

Der Primus, der die Arbeit übersetzt hatte, war anstandshalber mitgegangen.

— — Hineingefallen wäre ich auch beinahe ein Mal, und das war folgendermaßen:

Mein Nachbar hatte einst, in der Absicht, etwas Unerhörtes anzustellen, eine Gießkanne mitgebracht; eine Gießkanne, wie man sie im Haushalt für die Blumen auf dem Fenstersims verwendet; eine schöne, handliche Gießkanne.

Dieser Gießkanne bemächtigte ich mich und versteckte sie unter der Bank.

Während der Lektüre einer Komödie Molières stach mich der Hafer, und ich schleuderte das grüne Ding mit großer Kraft an die Tür.

Die Wirkung war einzigartig.

Denn das blecherne Gerät vollführte einen mörderischen Radau, und Lehrer wie Kameraden fuhren entsetzt in die Höhe und glotzten entgeistert.

Jemand stöhnte (grundlos): „Hilfe! — Ich bin getroffen!"

Unter allseitiger Teilnahme unsererseits schritt der Kaz nach dem Schirmständer, unter den die Gießkanne gestürzt war, hob das verdächtige Möbel auf und hinkte, als ob er's verauktionieren wolle, durch die Klasse. Auf mich zu.

„Reimann, das waren Sö!"

„Nein, Herr Professor!"

Er verschlang mich mit den Blicken, sträubte den Bart und roch mehr denn je nach Wacholder.

Einen nach dem andern fragte er, wie ein Inquisitor, ob er es gewesen sei.

Keiner antwortete Ja.

Beim Primus, den er honetterweise ausließ, sprach er:

„Kannmör jömand erklören, wö das passöhrt öst?"

Ein Schlaumeier verkündete, die Gießkanne habe bereits vor der Stunde auf dem Schirmständer gelegen und sei höchstwahrscheinlich „einfach heruntergefallen".

Mit Treuherzigkeit ward dies von allen Seiten bestätigt, und der Kax, obzwar er selbst an solche Möglichkeiten nicht glaubte, beruhigte sich.

Die Stunde wäre glatt abgelaufen, wenn nicht Ungetüm der Übermütige, eine Handvoll Kupfergeld prasselnd an die Wandtafel geworfen hätte.

Das erboste den Kax derart, daß er sich auf-

blähte, und schweigend die Klasse verließ, die Gießkanne in der Hand wie eine Kostbarkeit.

Herausgekriegt hätte er freilich den Täter keinesfalls, wenn er nicht die Hilfe des scharfsinnigen Mathematiklehrers in Anspruch genommen hätte.

Dem war dies ein gefundenes Fressen.

Sehr schlau ging er vor:

Seiner Berechnung nach kamen nur diejenigen in Betracht, deren Betragen-Zensur schlechter war als 1^b.

Drei Mann hatten die 2^a, einer hatte die 2 und einer die 3.

Die fünf führte er nach Schulschluß in die Aula und verteilte sie in dem öden Raume, damit sie sich nicht verständigen könnten. Er selbst setzte sich an das Harmonium und nahm Mann für Mann ins Gebet.

Jedes Wort stenographierte er nach.

Als er alle verhört hatte, klappte er sein Buch zu und entließ die fünf.

Am folgenden Morgen bestellte er in den Pausen die nicht vernommenen dreiundzwanzig in

den Konferenzsaal und fragte jeden einzeln, ob er irgendeinen Kameraden von dem Verdachte, die Pfennige geworfen zu haben, freisprechen könne.

Auf diese Weise erwies es sich, daß ein gewisser Ungetüm und ein gewisser Reimann nicht von dem Verdachte freizusprechen seien; denn jeglicher hatte zwei oder drei Namen der Unbeteiligten angegeben.

Am selben Tage kaufte sich der Mathematikprofessor uns beide, indem er mich ins Gesangszimmer sperrte und den Ungetüm in die Bibliothek.

Nach einer Weile kam er zu mir gestürmt und schnob: „Ungetüm hat gestanden, daß Sie's gewesen sind! Geben Sie's zu?"

Ich gab's zu.

Ich wußte nicht, daß er das umgekehrte Manöver soeben bei Ungetüm angewandt, und daß auch dieser die Tat eingestanden hatte.

Als er über unser Haupt zwei Stunden Karzer verhängte, versicherte Ungetüm, er ganz allein sei der Täter gewesen, worauf der gewisse Rei-

mann in die heilige Beteuerung ausbrach, er ganz allein sei der Täter gewesen.

Es war ein edler Wettstreit.

Was wollte der Mathematiker tun?

Er ließ uns beide straffrei ausgehen; denn der Kax behauptete, es könne nur einer die Schweunereu mit den Kopfermönzen veröbt haben.

Seitdem herrschte jedoch ein gespanntes Verhältnis zwischen dem Kax und mir, und ich mußte auf der Hut sein.

Meine Tätigkeit in den französischen Stunden beschränkte sich in der Folgezeit darauf, daß ich, wenn es mir gerade einfiel, mit verstellter Stimme „Kax!" brüllte.

Das hatte ich mir dermaßen angewöhnt, daß ich unlängst, als ich zufällig mit dem Kax in ein und derselben Elektrischen fuhr — ich hatte ihn seit vielen Jahren nicht gesehen, und da saß er mir gegenüber: arrogant, eitel wie je und penetrant nach Wacholder duftend — daß ich an mich halten mußte, um nicht laut „Kax" zu rufen.

Ich habe mich dann vorsichtshalber auf die hintere Plattform gestellt.

Der Mathematiklehrer

Unser Mathematiklehrer ließ alles liegen. Den Klemmer, seine Brieftasche, Kreide, Bleistift, den Hut, die Hefte.

Montags schrieben wir meistens ein kurzes Extemporale, und am Donnerstag kriegten wir's zurück.

Aber wir kriegten es nie am Donnerstag zurück, sondern drei, vier Wochen später. Die inzwischen fälligen Extemporalia wurden auf Zettel geschrieben. Diese Zettel sahen wir niemals wieder.

Unser Mathematiklehrer hauste nämlich draußen vor den Toren der Stadt in einem Landhaus und fuhr mit der elektrischen Straßenbahn.

Da nun keiner von uns, der ihm die Hefte hätte bringen können, in der Nähe wohnte, so trug er sie selber. Und ließ sie regelmäßig in der Tram liegen.

Zwar kannte ihn das ganze Personal —

Schaffner wie Führer — und bemutterte ihn wie ein kleines Kind, doch das half alles nicht.

Er war wirklich sehr vergeßlich.

Als er sich einen Füllhalter zugelegt hatte, vergaß er, ihn zuzuschrauben, und die Tinte rieselte in Weste und Hemd.

Das sah fidel aus.

Einmal kam er ohne Kragen und Krawatte in die Klasse; es war die erste Stunde des Montags früh und ein Extemporale fällig.

Unser Primus faßte sich das Herz, ihn über das Manko aufzuklären. Er tat es, etwas ungeschickt, mit den Worten:

„Herr Professor, ich glaube, Sie haben Ihre Krawatte vergessen!

Der Professor griff sich an den Hals, wurde feuerrot, rannte hinaus und blieb verschwunden.

Er war mit hochgeschlagenem Mantel nach Hause gefahren, um das Versäumte nachzuholen.

So kamen wir um ein Extempo.

Ein andermal hatte er vergessen, sein Hosenpförtchen zuzuknöpfen.

Aber da sagte der Primus nichts.

— Schmirgereit hieß der Professor, und so nannten wir ihn auch. Er war der einzige, der keinen Spitznamen hatte.

In seinen Stunden ward kein Unfug getrieben, wir benahmen uns gesittet und entwickelten Aufmerksamkeit; denn Schmirgereit war ein sympathischer Herr.

Einigermaßen störend wirkten seine übertriebene Kleinlichkeit und die Sucht, hinter allem etwas Verborgenes zu wittern.

Damit ihm dieser sein Fehler unter die Nase gerieben werde, legte man ihn oftmals hinein.

Er hatte beispielsweise die Aufsicht während der Pause und wandelte den Korridor auf und ab, argwöhnisch blinzelnd.

Die Pause war für manchen die Zeit der fleißigsten Tätigkeit: da wurden Hausaufgaben bewältigt, Aufsätze in sämtlichen Sprachen vom Nebenmanne abgeschrieben; da „präparierte" man und trieb Allotria.

Einer von jenen, die ihr Pensum ordentlich zu Hause erledigten, mußten Schmiere stehen.

Der Professor sah einen Schüler an der Untersekunda aufpassen.

Er schritt nach der entgegengesetzten Richtung. kehrte plötzlich um und stürzte mit den Worten „Ich bin schon da!" an dem Späher vorbei und in das Klassenzimmer hinein und kam gerade noch zurecht, um zu sehen, wie einer der Bankletzten sein Heft zuklappte, die Feder wegwarf und mit geheuchelter Gleichgültigkeit einen Taschenspiegel zog.

Schmirgereit grapschte nach dem Hefte, wischte mit flugs angefeuchtetem Zeigefinger über die Zeilen, festzustellen, daß und was soeben niedergeschrieben worden sei.

Dann liest er, still triumphierend, was da steht.

„16. Arbeit, Extemporale". Und am Rande das Datum.

Wütend das Heft auf die Bank geklatscht und hinaus.

Das war ihm ganz recht geschehen.

An einem anderen Tage, und das ist bezeichnend für seine Pedanterie, geschah das Folgende:

Irgend ein zuverlässiger Primaner war mit dem Amte betraut, zu läuten; das heißt: er öffnete vermöge eines Schlüssels die Klappe, worunter sich die Knöpfe der elektrischen Klingeln befanden, und drückte sodann der Reihe nach auf alle diese.

Als ein Oberprimaner, dem Schmirgereit nicht grün war, den ehrenvollen Dienst versah, pflegte der Professor, so oft er Inspektion hatte, mit der Uhr in der Hand zu dem Läutenden zu treten und strafenden Blicks zu sagen: „Sie haben 8 Sekunden zu spät geklingelt!" oder „Sie haben 15 Sekunden zu spät geklingelt!"

Aber das sind Kleinigkeiten, die nicht weiter zählen.

Das Angenehmste an ihm war, daß er kurz und bündig sprach und nicht lange quatschte. (Abgesehen vom Diktieren.)

Sein Gebet, wenn der Tag mit einer Mathematikstunde anhob, lautete:

„Unsern Eingang segne Gott. Setzen!"

Den letzten Tag vor der Reifeprüfung betete er — logisch —:

„Unsern Ausgang segne Gott. Setzen!"

— — Weniger angenehm war seine Gewohnheit, die mathematischen Arbeiten selbst zu verfassen, oder vielmehr: sich den Anschein zu geben, als verfasse er sie selbst. Er machte uns sozusagen zu Geburtszeugen.

Die Aufgaben, die er stellte, entnahm er nämlich nicht dem Lehrbuche, er pilgerte vielmehr, die scharfe Hakennase in die Luft gereckt, Zirkel und Kreide in den Krallen, die Gänge zwischen den Bankreihen auf und ab, grunzte und hustete und räusperte . . . und fertigte aus dem Stegreif eine Aufgabe an.

In Wahrheit hatte er sie aus einem uns unbekannten Lehrbuche auswendig gelernt und flickte die Halbvergessene wieder zusammen. Vielleicht tat er auch absichtlich so unvorbereitet, um als selbständig schaffender Mathematiker zu glänzen.

Wie leuchteten seine pechschwarzen Pupillen über den tief auf der Bankiernase befestigten Kneifer hinweg, wenn er die endgültig richtige Form des Exempels gefunden hatte!

Schmirgereit diktierte eine Aufgabe: nach den

ersten Worten brach er ab, verbesserte sich und warf den ganzen Satzbau über den Haufen: fing die Sache von neuem an, änderte den und jenen Ausdruck, verlor den Faden, rief: „Streichen Sie's durch!" und begann wiederum. Diktierte glatt und sicher bis zum Ende, verhedderte sich zu guter Letzt, wußte nicht aus noch ein, ersetzte einen unklaren Satz durch einen noch unklareren, vertauschte Begriffe, geriet in Konfusion und ließ schließlich alles durchstreichen. Diktierte mit frischen Kräften und, das sichere Ziel im Auge, unbeirrt und einwandfrei bis zum unvermeidlichen Fragezeichen, verwarf die ganze Aufgabe als nicht geeignet, und das Spiel setzte abermals ein. Ehe er in das richtige Geleise kam, war die halbe Stunde herum.

Meine Arbeiten sahen infolgedessen meist sehr spaßig aus: drei Seiten Text, von mir selbst durchgestrichen, dann die Aufgabe, und dann drei Seiten Text, von Schmirgereit durchstrichen.

In der Regel erwischte ich die Vier, und einmal stand sogar — nicht mit Unrecht — die Bemerkung darunter: „Mathematik fürs Witzblatt!"

Kurt oder Konrad Krause

Zwei in unserer Klasse hießen Lange, und zwar der eine Kurt der andre Martin. Sie wurden von der Mehrzahl der Lehrer mit Vornamen gerufen: „Kurt" und „Martin"; der Lateinprofessor, ein zugeknöpfter Junggeselle, sagte „Kurt Lange" und „Martin Lange", und der Mathematiklehrer unterschied „Lange I" und „Lange II". Bei den übrigen waren sie wie gesagt, Kurt und Martin.

Als wir von Quarta nach Untertertia aufrückten, überflügelte Martin, der Lange II, den Kurt und ward für den Mathematiklehrer von Stund an der „Lange I". Ordnung muß sein.

— — Geschichte gab ein Herr, der für Namen kein Gedächtnis hatte und infolgedessen nie imstande war, einen Schüler aufzurufen, ohne vorher einen Blick in das Verzeichnis getan zu haben.

Einige Namen merkte er sich aber dennoch. Zum Beispiel nannte er einen, der Wolf hieß, mit Verbissenheit „Schröder", und da dieser mit der Zeit herausgekriegt hatte, daß er mit „Schröder" gemeint sei, so reagierte er pünktlich auf den Namen und bestärkte dadurch den gedächtnisschwachen Lehrer in dem Glauben, er heiße wirklich Schröder. Er hieß jedoch Wolf.

Einmal trat der Geschichtsprofessor in die Klasse, bestieg das Katheder, nahm Platz, blickte in die Schülerschar und sagte gewichtig: „Rettich!"

Alles grinste. Etliche pruschten hinaus, und einer drohte vor Lachen zu explodieren.

Wir kannten keinen Rettich. Wir waren auf den Namen nicht gefaßt gewesen.

Mehr verlegen als wütend schaute der Geschichtslehrer in seinem Taschenbuche nach, und es erwies sich, daß er einen gewissen Reichenbach hatte aufrufen wollen.

Reichenbach trug fortan den Spitznamen „Rettich".

Aber am ärgsten erging es den beiden Langes. Sie verursachten dem Lehrer großes Kopfzerbre-

chen, zumal er sich, soweit es den Namen Lange anbetrifft, alle erdenkliche Mühe gab, ihn zu behalten; aber er ist nie dahintergekommen, welcher der Kurt und welcher der Martin war.

Den Kurt nannte er meist „Konrad Krause", und den Martin pflegte er schlichtweg, „Kurt" zu nennen.

Weil nun die Langes allmählich ihre neuen Namen kennen gelernt und sich lächelnd in ihr Geschick gefügt hatten, so freute sich der Professor offensichtlich, daß er wenigstens diese zwei Beiden genau kannte, und geriet, um auch dies zu sagen, in Konferenzen und ähnlichen Sitzungen übel in die Brüche, wenn die Rede auf einen Lange kam. Er ward aber seines Irrtums nie inne, und man nahm, da er sämtliche Schüler durcheinanderbrachte, selten Anstoß an seinen Verwechslungen.

Als wir in Quarta versetzt wurden, begann (zu des Geschichtslehrers Kummer) ein jüngerer Bruder des Kurt Lange seine Laufbahn als Sextaner.

Der hieß Bernhard.

Er fiel dem Herrn mit dem mangelhaften Gedächtnisse zum Opfer, indem er sich von den ersten Stunden an umgetauft sah in „Bernhard Schröder".

Späterhin wurde er wohl auch — in den Geschichtsstunden — „Bernhard Krause" gerufen, und seit der Terz schwankte der Professor zwischen den beiden Lesarten und wandte sowohl die eine wie die andere an.

Bernhard Lange ist in keiner einzigen Geschichtsstunde mit dem wahren Namen apostrophiert worden, und auch seinem Bruder Kurt klang der eigene fremd.

Kurt war und blieb der „Konrad Krause", Martin hieß „Kurt", und Bernhard war ein Schröder oder ein Krause.

Die Unterscheidung der einzelnen Langes galt dem braven Historiker als finsteres Problem. Nie hat er sich unter den Langes ausgekannt.

— — — — — — — — — — — — —

Kurt und Martin hatten die Universität bezogen, Bernhard saß in Oberprima die Hosen blank, der Geschichtsprofessor war dabei, sich

pensionieren zu lassen. Er wartete bloß noch den Titel „Studienrat" ab.

Da reiste Kurt, sich zu erholen, in die Steiermark, in ein stilles Dörfchen der Steiermark, ganz allein und ohne Anhang, und kraxelte auf die Berge und fühlte sich aller Sorgen und Arbeiten ledig und war ein rechter Tagedieb.

Eines trüben Morgens beschloß er, nach dem bisher gemiedenen, von Vergnügungsreisenden gern besuchten See zu pilgern. Der Tag versprach kein gutes Wetter, und Kurt bereute fast, als etwa die Hälfte der Wanderung erreicht war, nicht daheim geblieben zu sein.

Zu phlegmatisch, seiner Unentschlossenheit ein Ende zu setzen, stiefelte er weiter und erreichte den See in verdrießlicher Stimmuug.

Er bestieg eines der am Strande schaukelnden Boote und ließ sich nach der entlegenen Kapelle rudern.

Die Kapelle nahm er in Augenschein — interesselos —, zog das eingewickelte Brötchen aus der Tasche, setzte sich auf einem Felsen nieder,

der einen lieblichen Rundblick bot über den See, aß und dachte an garnichts.

Aber die Welt ist putzig eingerichtet.

Kurt mochte zehn Minuten gesessen und gedöst haben, da tauchte ein Boot auf, in dem er schon von weitem seinen ehemaligen Geschichtslehrer zu sehen wähnte.

Und freilich, er war es. Er trug noch denselben Hut wie früher — mit einer Krempe die jeden Schirm überflüssig machte —, hatte den gleichen dunkelblauen Anzug am Leibe wie ehedem, und überhaupt: er war es in jeder Beziehung.

Kurt stand auf und wartete ab.

Das Boot näherte sich.

Zu Kurts Überraschung sprang der Professor plötzlich auf, griff sich — und der Kahn schaukelte ... griff sich mit den Fingerspitzen beider Hände an beide Schläfen, dachte augenscheinlich scharf nach, fixierte hierauf den stud. phil. Lange und schrie: „Sagen Sie nichts!"

Dabei streckte er abwehrend und, um jede Erklärung zu ersticken, die flache Linke vor sich aus.

Kurt sagte nichts. Er staunte.

Das Boot legte an; der Professor stieg heraus, ging auf den „Schüler" zu und sprach, jedes Wort scharf betonend!

„Sagen Sie nichts! Ich weiß alles."

Kurt lüftete den Hut und wollte „Guten Tag" wünschen, da fuhr der frischbackene Studienrat fort:

„Ich weiß: Ich habe Sie stets mit Ihrem Bruder verwechselt. Ich weiß. Aber Sie sind der Konrad Schröder, und Ihr Bruder (— hier lächelte er, mit sich selbst zufrieden —) hieß Martin — — habe ich recht oder nicht?"

Der stud. phil. Kurt Lange bereute den Ausflug nicht.

Professor Kleinpusch

Unser griechischer Lehrer hieß Kleinpusch, Professor Manfred Kleinpusch.

Sein Spitzname war das „Schweinchen".

Seit Jahren trug er ihn; wir wußten nicht, weshalb. Wahrscheinlich hatte das Wort „Schweinchen" dereinst Gelegenheit geboten zu großem Spaße.

Er stand schon hoch in den Jahren, sein rötlicher Schädel glänzte wie eine Billardkugel, aber sein grauer Bart wallte hinab bis über den dritten Westenknopf. Die beiden unteren sah man stets offen.

Er war von mittlerer Größe, trug jahraus, jahrein graue Anzüge und Schlipse von derselben Farbe. Die Hosen waren stets zu kurz, weshalb er sie ziemlich weit hinunter ließ — so weit, daß das Gesäß bis in Höhe der Kniekehlen sank.

Seine Stiefel knarrzten pathetisch, wenn er

durch die Klasse schritt. Aber das ereignete sich selten; denn er fühlte sich auf dem Katheder geborgen wie in einer Festung und wagte sich nur in dringenden Fällen in das verdächtige Tal der Schüler.

So imposant das Schweinchen aussah mit seiner Denkerstirn und dem schütteren Wallbarte, so schüchtern und scheu war er auch.

Und er besaß einen seltsam ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit.

Hatte er ein Versehen begangen oder irgendeine Torheit, so ließ er den unausbleiblichen Brüller, den die Klasse einstimmig veranstaltete, ruhig über sich ergehen und steckte ihn ein wie eine Quittung. Um so mehr geriet er in die Wolle, wenn ein unmotivierter Brüller die Langweiligkeit einer Stunde durchdonnerte.

Die Brüller bildeten unser beliebtestes Mittel, Mißfallen zu äußern. Ihr Vorteil war, daß sie den Lehrer kränkten und dabei außerstand setzten, von seiner Exekutiv-Gewalt Gebrauch zu machen, wirkte doch die gesamte Schülerzahl daran mit. Wenn also Strafe verhängt werden

sollte, so war sie über alle zu verhängen, über einen wie den andern.

Kleinpusch ließ jeden berechtigten Brüller über sich erbrausen; darin war er sehr vernünftig.

Auch war ihm Höflichkeit nicht abzusprechen und eine erkleckliche Dosis netter Manieren, sofern man darüber hinwegsehen will, daß er sich während schriftlicher Arbeiten ununterbrochen die Nase auf das sorgfältigste zu putzen und die Gelehrten-Ohren von überflüssigem Schmalz zu säubern pflegte. Vermöge einer kleinkalibrigen Lockennadel, deren amuröser Ursprung in Kleinpuschs Studentenjahren verankert lag.

Aber er war ganz höflich.

Als er einmal mitten im Unterrichte tüchtig niesen mußte, rief einer laut und herzlich:

„Prösitchen, Herr Professor!"

Kleinpusch schrieb den Aberwitzigen nicht ins Klassenbuch, obwohl er ihn an der Stimme erkannt hatte, sondern erwiderte:

„Ich danke schön. Aber das nächste Mal verbitt' ich mir das!"

— — An der Stimme erkannt hatte, sagte ich. Ja; denn Kleinpusch sah miserabel.

Er trug zwei Brillen übereinander und setzte beim Lesen obendrein einen Zwicker auf die Nase.

Dies verlieh ihm ein grimmiges und scharfrichterlich-abschreckendes Aussehen. Aber es war nicht weit damit her.

Wer das Schweinchen ohne seine Brillen betrachtet hatte — er setzte sie bisweilen ab, um den Schweiß der Finger von ihnen zu wischen —, der wußte genug.

Ohne Brillen sah er aus wie ein Schnürstiefel ohne Senkel: unvollständig, harmlos, friedsam, unbedeutend.

Seine hin und wieder ausbrechende Strenge und Bestrafungswut ist durch Gutmütigkeit zureichend erklärt: das Schweinchen wollte sich den Anschein geben, als sei mit ihm nicht gut Kirschen essen, und statuierte des öfteren ein Exempel. Meist an Unschuldigen, die sich den Kopf zerbrachen, warum gerade sie gepackt wurden.

Diese unschuldig Betroffenen rächten sich mitunter, mit dem sogenannten Ehrgefühl im Leibe, in tückischer Weise und foppten den kurzsichtigen Kleinpusch auf grausame Weise. Dieser jedoch ignorierte jedes Revanche-Gelüst und stellte sich harmlos.

... Einer, dem aus völlig unerklärbarem Grunde eine Strafstunde zudiktiert worden war, begann während eines Extemporales mit falscher Begeisterung und echtem Tenor die Marseillaise zu singen, da er genau wußte, wie inbrünstig der griechische Lehrer alles Welsche haßte.

Ein paar Übermütige, die stets zu Schabernack aufgelegt waren, stimmten aus vollem Halse in das gesteilte Lied ein, und nach und nach ließ sich die ganze Klasse hinreißen und brüllte mit.

Das Schweinchen wagte nicht, zu unterbrechen; als aber die erste Strophe beendet war, erhob er sich von seinem Stuhle und rief, unangenehm berührt und interpellierend:

„Singen Sie doch was anderes, wenn Sie singen wollen, aber nicht dieses abscheuliche Lied!"

Oh, er war gut erzogen.

— — Ein andermal, wir waren alte, große Bengel und hatten noch zwei Jahre bis zum Abitur, ein andermal hatte einer der fälschlicherweise Bestraften vier leere Konservenbüchsen unter allgemeinem Halloh am Stuhle des Lehrers befestigt — an jedem Bein eine.

Aber wie durch ein Wunder: Kleinpusch nahm die ganze Stunde über nicht ein einziges Mal Platz und vereitelte solchermaßen das Gelingen des entzückenden Planes.

Wir brannten darauf, das Schweinchen den Stuhl unter dem Pulte hervorziehen zu sehen, damit die Büchsen zur ersehnten Wirkung kämen; setzten alle Hebel in Bewegung, den Lehrer zum Platznehmen zu veranlassen. Vergebens.

Kurz, bevor die Stunde schloß, rief einer wie in Verzweiflung:

„Schweinchen, setz dich doch endlich!"

Er flehte förmlich.

Das Schweinchen war aber weit davon entfernt, sich zu setzen — — es mußte irgendwie Lunte gerochen haben — — und erst, als geläutet

und die Stunde offiziell beendet worden war, sprach er unsicher in die Klasse hinein:

„Nicht ‚Schweinchen'! — Das ist häßlich. — Früher hieß ich doch wenigstens ‚Das Radieschen' . . ."

Hierauf stürzte er eiligst hinaus.

Ein Brüller folgte.

Berechtigt oder nicht?

Wir haben nie danach gefragt. Wir haben gebrüllt, um zu brüllen; selten, um zu ärgern.

Die griechischen Stunden waren aber auch — beim Styx! — zu ledern.

Jux ward getrieben, mußte getrieben werden, damit man vor Langweile nicht zugrunde ging.

Die albernsten Dinge tauchten ans Licht.

Eines Nachmittags saß die Obersekunda vom Primus bis zum Ultimus mit Hüten auf dem Kopfe da.

Die Wirkung war monumental, aber das Schweinchen schien nichts zu bemerken.

Bis auf den heutigen Tag bin ich mir nicht im klaren darüber, ob es tatsächlich nichts sah, oder ob es bloß nichts sehen wollte.

. . . Einem, der ständig Zugstiefel mit Schnallen trug, wurden in einer tödlich lahmen Stunde von Hintermann und Nachbarn die Stiefel ausgezogen.

Diese traten dann die Wanderung an durch die Klasse.

Unvermutet erschienen sie über den Bänken und verschwanden wieder.

Ihr Eigentümer lebte in Sorgen.

Was sich an Gerümpel und Abfall unter den Bänken vorfand, wurde hineingestopft.

Als der Jüngling mit den Zugstiefeln ohne Zugstiefel aufgerufen wurde, stieg er unhörbar, auf leisen Sohlen, aus der Bank und erledigte seine Lektion in Socken.

Der Freudentumult war groß — — gar, als der Klassenletzte den einen Stiefel in wildem Triumphe hoch in den Lüften schwang, kannte die Ausgelassenheit keine Grenzen mehr.

Kleinpusch ignorierte derartiges.

. . . Oft gab er Strafarbeiten auf, die er sich am folgenden Tage nach Schluß der Stunde aufsagen ließ. Das ging in der Weise vor sich,

daß der betreffende Betroffene mit zwei Exemplaren jenes Buches, worinnen das auswendig zu Lernende enthalten war, antrat, das eine Exemplar dem Professor übergab, der gewissenhaft nachlas — die Nase dicht auf den Buchstaben — , und aus dem anderen las der Schüler selbst die Strafarbeit vor.

Zum Auswendiglernen wären die Arbeiten zu lang gewesen; denn Kleinpusch gab erschrecklich viel auf.

Ihm fehlte das Verständnis dafür, was ein Schüler an Hausarbeiten zu bewältigen imstande war.

So erinnere ich mich, daß er uns einst von Sonnabend zu Montag ein Stück Euripides ins Deutsche übersetzen lassen wollte, das mindestens sechs Druckseiten umfing.

Ein handfester Brüller war die Antwort.

Es mochte ihm einleuchten, daß er uns ein allzu reichliches Pensum zugemutet hatte, und er bestimmte, die erste Hälfte sei am nächsten Montag, die zweite am übernächsten zu liefern.

Koch besaß die Dreistigkeit, am Montag, wo

die erste Hälfte fällig war, sage und schreibe einen einzigen Satz als Skriptum abzugeben.

Als wir am Mittwoch die Hefte korrigiert zurückerhielten, fragte Kleinpusch gereizt, wie Koch zu solcher Unverschämtheit käme.

Der verteidigte sich, indem er vorbrachte, es sei ja nur die Hälfte verlangt gewesen.

„Na, und?" forschte Kleinpusch — im unklaren, wo Koch hinauswollte.

„Ich hab' ein schlechtes Augenmaß, Herr Professor!" schloß der seine Rede.

Kleinpusch, seine Wohlerzogenheit vergessend, hieß ihn einen „bodenlosen Affen" und gab den ganzen Abschnitt als Strafarbeit für den Donnerstag auswendig zu lernen.

Außerdem sollte Koch die erste Hälfte bis zum selben Tage schriftlich nachholen.

Er schrieb sie — korrigiert — von seinem Nebenmanne ab und machte vier Fehler hinein, damit der Schwindel nicht auffalle, und die Strafarbeit?

Grämte ihn wenig.

Die Technik war geläufig.

Der Kandidat

Wie ein Lesezeichen fürs Gesangbuch sah er aus. Wie in der Bibel gepreßt.

Ein halbes Jahr lang war er da und erteilte den Religionsunterricht in den Oberklassen.

Dann ging er wieder. Sang- und klanglos.

Alles an ihm flüsterte, sogar die niedliche Krawatte.

Er war schüchtern und zaghaft.

Versprach sich fortgesetzt.

„Reden sie nich, wenn ich schwatze!" konnte er rufen.

Zu Königs Geburtstag hielt er in der Aula einen Vortrag über ein patriotisches Thema. In jedem Satz versprach er sich fünfmal. Als er auf das bekannte Gedicht „Der Spaziergang" zu reden kam, sagte er: „Schiller in seinem lyrisch-didaktischen Gedichte ‚Der Spazierstock' ..."

Er erwähnte die Sturm- und Stankdramen.

Es tat einem leid.

Dabei hetzte er die Worte und gönnte sich keine Pause, Atem zu schöpfen.

Die Rede floß ihm wie Honig vom Munde.

Aber schön sah es nicht aus.

Auch war er ein echter Sachse und konnte als solcher kein a sprechen.

Statt a erklang ein o.

Bei den Schülern korrigierte er das; denn die sächsische Aussprache war ihm unerträglich.

An Reichenbach, der das Wort „Kandidat" wie „Kondidot" herausbrachte, wandte er sich:

„Bitte nich ‚o' sondern ‚a'! Noch emol, Reichenboch!"

Fortab setzte Reichenboch für jedes a ein o.

Das erregte meine Heiterkeit, und ich trommelte vor Wonne mit den Fäusten auf die Bank.

Die Bank wogte.

„Es wird doch do hinten nichts bossieren?" erkundigte sich der Kandidat besorgt.

Ich beschwichtigte ihn, und er war zufrieden.

... Jakob zog alle Nasen lang die Uhr, um nach der Zeit zu sehen. Er wollte zu erkennen geben, daß er sich mopse.

Die Uhr, eine schöne goldene, hatte einen springenden Deckel.

„Sie hoben in drei Minuten fünf Mol noch der Uhr gesehen!" stellte der Kandidat mit Unwillen fest.

„Nein, Herr Kondidot, es waren vier Minuten!" berichtigte Jakob.

„Sie hoben überhaupt nicht noch der Uhr zu sehen!"

„Das mach ich, wie ich will!"

„Nun, Jokob, dos sogen Sie ober mol nicht!"

Jakob schwieg, sann jedoch auf Rache. Von diesem jungen Schnüffel wollte er sich keine Vorschriften machen lassen.

Er hob die Hand. Ob er „mal hinaus" dürfe.

Der Kandidat (barsch): „Meinetwegen!"

Jakob ging zur Tür, öffnete sie, wischte hin-

aus, blieb ein paar Sekunden draußen und schloff sofort wieder herein.

Alles griente.

„Wos ist denn dos für eine Horlekinode?" entrüstete sich der Kandidat.

„Ich bin hartleibig!" brummte Jakob mürrisch.

— — Der Religionsunterricht wurde mit einem Gebete eingeleitet, und zwar betete der Kandidat aus dem Born seiner Gefühle heraus.

Er murmelte vor sich hin, ohne ein Ende zu finden.

Das einzige, klar und deutlich hörbare Wort war das letzte, das „Amen".

Auf das „Amen" prasselten alle in die Bank.

Wenn die Beterei gar zu langweilig wurde, rief irgendeiner, des Kandidaten Stimme imitierend: „Omen!" Und alle prasselten in die Bank.

Der Kandidat betete allein weiter.

Aber er schien wahrgenommen zu haben, daß seine Methode nicht nach unserem Gusto war.

Daher ließ er sich — wenigstens in den letzten Wochen — bei Beginn des Unterrichts vom Primus ein Gesangbuch reichen, schlug das Lied auf: „Oh, daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund" und las die erste Strophe vor.

Unerklärlicherweise verschwanden die Seiten, auf denen dies Lied stand, aus den Gesangbüchern, und der Kandidat mußte sich auf einanderes Lied festlegen.

Die tausend Zungen hatte er nun oft genug gewünscht.

Doch die neuerdings bevorzugten Lieder waren nicht mehr aufzufinden, und so bemühte sich der Kandidat persönlich an den Klassenschrank, um sich ein vollständiges Exemplar herauszuholen.

Da kippten wir vor der Stunde das Möbel um, so daß dem Aberwitzigen der gesamte Inhalt — Turnschuhe, Lexika, Atlanten — ins Gesicht stürzte, wenn er die Schranktür öffnete.

Im großen und ganzen wahrten wir aber den Anstand: denn es jammerte uns sein.

Hie und da wurde gerülpst.

Das Rülpsen war ein beliebtes Mittel, den Kaz im Zaume zu halten, und damit wir nicht aus der Übung kamen, trieben wir in der Religionsstunde gern technische Studien.

Dem langen Lederer, einem Virtuosen jener Kunst, entfuhr einst ein derart verwickelter Rülps, daß der Kandidat auf den Tod erschrak:

„Lederer, wenn Sie noch emol dozwischen reden, muß ich Sie bestrofen!"

— Die Strafen, die er gab, bestanden im Abschreiben von Gesangbuchversen.

Das war nicht schlimm.

Neumeister, unser Klassenkalb, mußte das ganze Lied „Dir, dir, Jehova" zwölf Mal abschreiben, weil er —

Es war so: während einer Stunde fiel es dem Kindskopf Neumeister ein, daß er Hunger habe.

Also zog er sein Frühstück herfür und biß wacker hinein.

Er kaute gerade auf beiden Backen, da traf ihn ein Blick des Kandidaten.

Zur Rede gestellt, verteidigte sich Kalb: unter der Bank habe ein Stückchen Blutwurst gelegen, und das hätte vor dem Verschimmeln bewahrt werden müssen.

Da kriegte er das Lied auf.

—Als das Semester um war, ging der Kandidat seiner Wege.

Wir weinten ihm eine sehr kühle Träne nach.

Die Photographien

Mein Vetter hatte mir gelegentlich und unter der Hand einen Briefumschlag mit etlichen darin enthaltenen Photographien vermacht, zweifellos nur zu dem Behufe, sich in meinen Augen als raffinierter Lebemann, der sich auskenne, aufzuspielen, und ich war dumm genug, das Geschenk als besonders hoch anzuschlagenden Gunstbeweis hinzunehmen.

Er ging in die Obersekunda, obwohl er Abiturient hätte sein können, war ein lockerer Zeisig und einer jener halb Beneideten, halb Verachteten, die in Kneipen mit Damenbedienung verkehrten.

Vielleicht stammten die Photographien aus solch einem Lokal, vielleicht auch hatte er sie seinem alten Herrn entwendet, der allmonatlich nach Hamburg geschäftsreiste und in Sankt Pauli das anzustellen beliebte, was der Volks-

mund mit dem unschönen Ausdrucke „Zicken" belegt.

Jedenfalls hatte er sie mir verehrt, und ich besaß sie.

Es waren obszöne Darstellungen männlicher und weiblicher, zu Nuditätlichkeiten geneigter Personen.

Nie hätte ich geahnt, daß derartige Dinge, wie sie aus den Photographien zu ersehen waren, überhaupt möglich seien, und ebensowenig begriff ich, daß solche Szenen im Bilde festgehalten und vervielfältigt werden durften.

Sooft ich die Bilder heimlich betrachtete, errötete ich, und ich bin ehrlich genug, einzugestehen, daß Betrachten wie Erröten nicht selten geschah.

Wir waren damals Obertertianer und wußten, was das Geschlechtliche anbetrifft, weder Gix und Gax.

Trotzdem war es das tägliche Thema, und keine Pause verging, in der nicht wichtige sexuelle Probleme erörtert worden wären.

Einer der Klassenältesten, ein mehrfach sitzen gebliebener Knabe, dessen Gesicht mit garstigen

Pickeln und Wimmerln besäet war, galt als Sünder und wurde sowohl offen wie versteckt des Verkehrs mit „Weibern" geziehen. Da er sich in undurchdringliches Dunkel hüllte, seine Schlappheit für sich selbst sprechen ließ und über den kitzligen Punkt jegliche Auskunft verweigerte, so wurde dem ihn umzüngelnden Gerüchte eine Grundlage geschaffen, die nicht ins Schwanken geriet; hatten doch jene, welche die Redereien immer aufs neue in Umlauf setzten, Ursache genug, unreinen Mund zu halten, um nicht des eigenen Ansehens verlustig zu gehen.

Dieser alte Knabe, Erich mit Vornamen, war Hahn im Korbe, seit er der Klassenbibliothek einen Jahrgang des „Kleinen Witzblattes" überlassen hatte.

Daraus erfuhr man, daß Brockhaus und Meyer bei weitem nicht alles lieferten, was ein heranreifender Jüngling an Wissenswertem zu beherrschen hatte, und daß es hundert Lästerlichkeiten gibt.

Die Luft in der Oberterz war von verbotenen und unergründeten Dingen geschwängert, und,

während ich dies schreibe, fällt mir ein, welche seltsamen Schauder man empfand bei einem Worte wie dem eben angewandten „Schwängern", einen Schauder, der uns zwang, das Wort unnötig oft zu gebrauchen.

Metze, Dirne, Konkubine, Maitresse, Hetäre, Courtisane — — das waren die Wörter, die süßes Prickeln und saure Träume erzeugten.

Das Wort „erzeugen"!

Das Wort „sinus", und sei es auch nur jener des Meeres oder der Natur!

Verworrene Bezeichnungen, die Abgründe aufklaffen machten.

Wie wurden im alten Testament die Sätze aufgestöbert, worinnen von Sexuellem die Rede war; was wurden aus harmlosen Textstellen für vieldeutige, eindeutige Wendungen herausgelesen; wie spannte man auf jedes verfängliche Wort, das der Lehrer unbedacht dem Gehege der Zähne entschlüpfen ließ!

Es lag eine schwüle Stimmung über unseren unruhevollen Seelen, und hinter allem und jedem ward etwas gewittert.

In solcher Zeit, das war mir klar, mußte ich einen Haupttrumpf ausspielen, wenn ich die bewußten Photographien vorzeigte. Ohne weiteres würden sie mir eine überlegene Stellung sichern und eine Prae bei der Debatte über jene dunklen Dinge schaffen.

Noch schwankte ich, ob ich sie nach ihrer Veröffentlichung den gierigen Augen der Klasse wieder entziehen und etwa verbrennen, oder ob ich sie, Stück um Stück, an Auserkorene und für würdig Befundene weiter schenken sollte.

Sie lagen mir nämlich schwer wie ein Stein auf der Brust, und ich hatte keine Ruhe, wenn ich sie nicht bei mir trug.

Aber auch in der Brieftasche drückten sie mich und raubten die Unbefangenheit. Mir war, als sähen alle Menschen, was ich für schändliche Lüsternheiten bei mir führte.

Eines Nachmittags nahm ich die Nuditäten mit in die Schule und wies sie der hurtig um mich versammelten Schar vor. Eine nach der andern, und hübsch langsam.

Dann steckte ich sie ein und war nicht zu be-

wegen, dem oder jenem die verruchte Herrlichkeit ein zweites Mal sichtbar zu machen.

Aus der Hand hatte ich keine einzige gegeben.

— Kein Wort über das Gebaren meiner Klassenbrüder! Es genügt, wenn ich verrate, daß unbeschreibliche Erregung Platz gegriffen hatte.

Das war am Freitag gewesen.

Sonnabend war schulfreier Nachmittag.

An diesem Nachmittag hatte ich die Ehre und das Vergnügen, nach und nach die gesamte Klasse bei mir begrüßen zu dürfen.

Meine Eltern waren auf zwei Tage verreist.

Das Dienstmädchen wunderte sich baß über den Zulauf.

Pickel-Erich war der erste. Er kam unmittelbar nach dem Mittagessen. Er hatte wenig Zeit, da er „verabredet" sei. Er wollte bloß rasch die Photographien noch einmal sehen.

Im Laufe des Nachmittags kamen die übrigen alle.

Alle miteinander. Keiner fehlte.

Aber jeder bildete sich ein (und hoffte), der einzige zu sein.

Wenn ich mir vor Augen stelle, daß diejenigen, die mich seinerzeit der „Nuditäten wegen aufsuchten, heute verlobt, verheiratet und anderweitig gestrauchelt sind, muß ich grimmig lachen.

Erich ist Referendar, Einer Bankbeamter, andere sind Ärzte und Gymnasiallehrer.

Ob sie sich erinnern, was sie damals für einen Eifer bewiesen haben?

Daß sie sich die Beine weggerannt haben, um privatim des Sondergenusses teilhaftig zu werden?

Ich glaube, sie erinnern sich nicht.

Dagegen erinnere ich mich ganz genau, daß als allerletzter Gotthold kam; Gotthold, der späterhin trotz meiner eindringlichen Warnungen Pastor geworden ist.

Es war Abend, als er eintrat, und ich hatte ihn zwar vermißt, aber längst nimmer erwartet.

Vorsichtig war er stets. Das muß man ihm lassen.

Er erkundigte sich nach meinem Befinden, nach Neuigkeiten, nach den Mathematikaufgaben.

Mit der Mathematik konnte ich ihm nicht dienen, da ich als charaktervoller Mensch derlei penible Angelegenheiten außer dem Hause zu erledigen die Gepflogenheit hatte.

Gotthold besaß die Liebenswürdigkeit, mir einen lateinischen Aufsatz anzufertigen, und lieferte auch sonst ausgiebige Beweise edler Kameradschaftlichkeit.

Nach einer Stunde empfahl er sich, nahm die Mütze und ging.

Er sagte „Adieu!"

Und ich antwortete „Adieu, Gotthold!"

Er schritt, indes ich ihm nachguckte, die Treppe hinab, blieb plötzlich stehen und fragte, als ob es ihm soeben eingefallen sei: „Du, Hans, hast du die Photographien noch, — du weißt schon ...."

Ich wußte schon.

Und ich werde es zeitlebens wissen.

Der Herr Professor

Fachlehrer sind im allgemeinen ungenießbar, weil sie einen Dünkel zeigen, der in keinem Verhältnis zu ihrem Range steht. Sie fühlen sich den richtigen Professoren gegenüber zurückgesetzt, spielen sich als bedeutende Persönlichkeiten auf und suchen den Schülern unnötigerweise zu imponieren.

Unser Zeichenlehrer verwickelte jeden Lehrer, der über den Korridor wetzte, in ein langes Gespräch und tat dabei übertrieben intim. Auch hörte er sich gern mit „Herr Kollege" angeredet und wendete diesen Titel in verschwenderischer Weise an, vorausgesetzt, es waren Schüler in der Nähe, die es hören konnten.

Er war arg von seiner Wichtigkeit überzeugt und wurde häufig von akuten Größenwahnanfällen heimgesucht. Gehabte sich als Künstler von Gottes Gnaden, der Unsterbliches vollbracht ha-

ben würde, wenn er nicht durch ein ungnädiges Geschick Zeichenlehrer zu werden gezwungen worden wäre.

Wir hatten seine Schwäche bald erfaßt und hießen ihn nie anders als „Herr Professor", obwohl er ein schlichter Oberlehrer war.

Er verbat sich diese Titulatur keineswegs, sondern nahm die kleine Schmeichelei gelassen auf, wohlgefällig den gepflegten Spitzbart kosend.

Als ich ihn einmal „Herr Geheimer Hofrat" nannte, gab er mir allerdings eine Stunde Arrest, und ich hatte es doch gut gemeint.

Aber das Gelächter der Klasse war zu toll gewesen, und er hatte sich veralbert gefühlt.

... Die Zeichenstunden fanden statt Freitags von 2—4.

Um 3 war keine Pause, sondern der Unterricht ging weiter.

Oh, ihr Leute, zwei Stunden können sich in die Länge ziehen, wenn es an Tätigkeit und Abwechslung gebricht.

Kein Wunder, daß „Nebendinge" getrieben wurden.

Man schälte Apfelsinen oder lutschte Bonbons.

Man brach die Spitzen der Bleistifte ab, um sie viertelstundenlang auf Gebrauchsfähigkeit herzurichten.

Man bemalte sich die Handflächen mit Gesichtern.

Man löste die Rechenexempel für den nächsten Tag.

Einer, der keinen Hang zum Zeichnen hatte, zog dünne Bleistiftlinien und radierte sie wieder weg, zog dünne Bleistiftlinien und radierte sie wieder weg, alles in peinlicher Genauigkeit, bis die Stunden um waren.

Jähne, der „Affenarm" zubenannt, schnitzte geschmackvolle Ornamente in seine Bank ein. An dem Worte „Mieze" arbeitete er ein volles Vierteljahr; die Buchstaben waren fünfzehn Zentimeter groß, und es steckte innige Liebe und heißes Sehnen in ihnen.

Er mußte dann die Bank abhobeln und frisch lackieren lassen. Das kostete fünf Mark. Der alte Jähne, selbst Lehrer, Besitzer eines berühmten Rohrstockes, durfte bezahlen.

Wenn Mieze das erfahren hätte!

Mein Freund, der Lange, kriegte in jeder Zeichenstunde mindestens einmal Nasenbluten. Es trat oft derart heftig auf, daß er nach Hause geschickt werden mußte.

Er hatte Talent zum Nasenbluten.

Nicht etwa, daß er sich, wie ich das zu handhaben pflegte, mit der Faust auf die Nase pochte, nein: er erzeugte die erschütternde Wirkung, indem er sich mit Karmin und Oran gekunstgerecht bepinselte.

Sein Trick wurde in umfangreicher Ausdehnung nachgeahmt, bis es dem Herrn Professor auffiel.

Wer Nasenbluten bekam, wurde mit einem Büschel Eisenchloridwatte bedacht uud mußte fortfahren, zu zeichnen.

Der eben Genannte hatte die Stirn, mitten im Zeichnen zu Boden zu stürzen und tiefe Ohnmacht zu heucheln.

Wir gerieten in nicht geringe Aufregung und schrien Zeter und Mordio. Der Herr Professor selbst gebärdete sich wie eine um ihr Kind besorgte Henne.

Der Ohnmächtige erwachte rasch zum Leben, als ein Spaßvogel im Schlapphute des Herrn Professors Wasser holte und dieses auf den Daliegenden schüttete.

Da fiel der Herr Professor beinahe selbst in Ohnmacht, und sein Hut hätte ein zweites Mal in samariterliche Funktion treten können, wenn er uns nicht entrissen worden wäre.

Der Hut war sein Ein und Alles. Ein Andenken an den Vater.

Das Wasser hatte ihm freilich nichts geschadet Wenn es nach uns gegangen wäre, hätte der Hut einen Monat lang ausgebrüht werden müssen. Er war stark schmalzhaltig.

Der Herr Professor war nämlich ein Fettkloß, und sein Spitzbart täuschte nur unzureichend darüber hinweg, daß die Unterkehle die Hauptsache am ganzen Kerl war. Überdies trug er weit ausgeschnittene Umlegkragen, die wie ein Dekolleté wirkten.

Am Kragen befestigt war die salopp gebundene Krawatte, die das frei Schweifende seines Künstlersinnes charakterisieren sollte.

Sie tat es auch: denn sie war genäht.

— — Der Herr Professor hatte die nervöse Sucht, jedes Papierschnitzelchen vom Boden aufzulesen.

Er bückte sich hundertmal in einer Stunde, vielleicht auf ärzlichen Rat — — gegen die Korpulenz?

Auf jeden Fall war es zum Fimmel geworden: wo immer ein Stückchen Papieres lag, und war es noch so winzig, er mußte hin und es auflesen.

Für diese Schwäche bewiesen wir zartes Verständnis und wetteiferten im Herumstreuen von Papierfetzchen.

Er hob jedes mit bloßem Auge kaum noch wahrnehmbare bißchen Papier auf. Rührend.

Und doch hatte er schwache Augen.

Diese Erkenntnis wurde uns, als wir, raffinierter vorgehend, die weißen Schnitzel mit Kreide auf die Diele zeichneten; denn der Herr Professor flog prompt darauf hinein und kratzte und schabte.

Er wird sich im stillen oft gewundert haben.

— — Die allerschönsten Stunden jedoch fielen in den Mai. Nicht, weil es draußen Frühling wurde und sprießte und sproß, sondern weil es gewisse Tiere gab.

Es war Ehrenpflicht, an Freitags-Nachmittagen eine Zigarrenkiste voller Maikäfer mitzubringen.

Auf ein verabredetes Zeichen wurden sie sämtlich in Freiheit gesetzt, und so oft sich dieses Spiel auch wiederholte, so erhebend blieb es doch.

Ich wünsche mir heute manches Mal, noch in die Zeichenstunde gehen zu dürfen und Maikäfer fliegen zu lassen.

Kummer und Sorgen gäbe ich hin, wenn ich dafür die jugendhafte Fröhlichkeit von dazumal eintauschen könnte!

Wie ich das Konsil bekam

Konsil heißt auf Deutsch: guter Rat.

Wenn man das Konsil kriegt, besagt das: es wird einem der gute Rat gegeben, sich zu entfernen. Nämlich vom Gymnasium.

Man fährt am besten, so man diesen guten Rat befolgt und tunlichst bald verschwindet.

Denn bei der geringsten Kleinigkeit, die man sich noch zuschulden kommen läßt, wird man dimittiert.

Dimittieren ist in der Schülersprache: schassen, schwenken, schmeißen.

Für „dimittiert werden" sagt man auch: gegangen oder geflogen werden.

Nun denn: bei einem Haare wäre ich abgegangen worden, wenn ich dem nicht rechtzeitig vorgebeugt hätte.

Ich erhielt aber wenigstens das Konsil.

Es trug sich dies folgenderweise zu:

Der Lateinlehrer hatte mir angedroht, mich bei nächstbester Gelegenheit ins Karzer zu stecken; mein Strafregister sei bedenklich angeschwollen.

Ich nahm mich zusammen und tat das Möglichste, um in keiner Beziehung unliebsam aufzufallen.

Ein paar Tage glückte mir das, aber nicht auf die Dauer.

Mittwochs hatten wir zwei Stunden Latein hintereinander. In der ersten lasen wir Vergil. in der zweiten Livius.

Schöne Stunden, das. Ich werde sie nie vergessen.

Eines Mittwochs war das Vergil-Pensum so rasch erledigt, daß der Lateinlehrer uns den Livius heraufnehmen hieß, damit wir ein gutes Stück Prosa-Lektüre hinter uns brächten.

Das war mein Unglück.

Hätten wir, wie es sich geziemte, eine volle Stunde Vergil getrieben, so wäre mir hinreichend Zeit geblieben, in der Pause den Livius aus dem Schranke zu nehmen und zu präparieren.

So saß ich da und hatte kein Buch.

Das ruhte wie gesagt, im Klassenschranke.

Als feiner Mann hielt ich es für unverzeihlich, mich auf der Straße mit Büchern unter dem Arme oder gar mit einer Mappe in der Hand blicken zu lassen. Was ein feiner Mann war, der ließ seine Schulbücher in der Klasse und erledigte die fälligen Aufgaben in den Pausen. Was ein feiner Mann war, der trug keine Schülermütze, sondern einen schicken Hut und schmauchte auf dem Wege zum Gymnasium eine standesgemäße Zigarette. Alles was den Gymnasiasten als Gymnasiasten kenntlich machte, streifte der feine Mann von sich ab. Er hütete sich, den Stempel der Sklaverei und Knechtschaft — als solchen empfand er Mütze und Mappe — zur Schau zu tragen, und bekundete einen koketten Hang zum Kavaliersmäßigen. Insonderheit hatte die Kopfbedeckung auf das Freigeistische und Moderne hinzudeuten.

Aber die Lehrer schätzten das nicht.

So saß ich denn ohne Livius auf meinem Platze und wagte nicht, den Mangel einzugestehen.

Was sollte ich als Entschuldigung anführen? Daß ich den Livius hätte zu Hause liegen lassen?

Dann wurde die angedrohte Strafe verhängt, oder noch ärger: der Professor würde mich übersetzen lassen, um festzustellen, ob ich zum mindesten präpariert sei.

Na, und präpariert hatte ich nicht, folglich wäre der Hineinfall doppelt entsetzlich geworden.

Daß der Livius im Schranke sei, das mochte ich aus gewissen Gründen nicht bekannt geben.

Erstens hatte er dort nichts zu suchen, und zweitens ... davon später.

Ich saß also über den Vergil gebeugt auf meinem Platze und suchte den Anschein zu erwecken, als läse ich im Livius.

Ein Freund, dem es nach der Schulzeit schlecht ergangen ist, sagte einmal zu mir: Es sei sonderbar, daß sich kein Mensch aus seiner Haut herauswünsche, und fühle er sich noch so unglücklich.

Ich möchte dem widersprechen; denn ich kann versichern, daß ich mich in jener Lateinstunde von

Herzen aus meiner Haut heraus und etwa in die des Klassenersten gewünscht habe.

Ich dachte an meinen alten Herrn und an die Katastrophe, die es daheim geben würde, wenn mein Schwindel mit dem Livius aufkäme.

Zu meinem Schrecken rief der Professor den vor mir sitzenden Liebing auf.

Ich machte Reu und Leid; denn nach Liebing kam unbedingt Reimann an die Reihe. Das wußte ich.

Krampfhaft entwarf ich Pläne. Ich wollte meinen Vergil dicht an den Livius meines Nebenmannes rücken, ihn im letzten Augenblicke mit jenem vertauschen; aber das war undurchführbar.

Vor allen Dingen suchte ich meinen Nachbar zu bewegen, den Livius zu mir herüber zu schieben, wenigstens so weit, daß ich mit hineinschauen konnte.

Der Kerl erfaßte meinen Plan nicht und verhielt sich ablehnend.

In größter Not langte ich selbst nach dem Livius, da ertönte die Stimme des Professors:

„Wer hat denn da hinten kein Buch?"

Ich erhob mich. Jetzt ging mir's an den Kragen.

Ei verdammich.

Alles, was ich zu meiner Entschuldigung anführte — alles, was ich auf die Fragen des Lehrers erwiderte, sprach der Mund ohne mein Hinzutun.

Ich wollte etwas ganz anderes sagen, aber mein Mund parierte nicht.

Es war, wie wenn ich mich aus einem Phonographen reden hörte. Ich erkannte mich kaum, war mir fremd.

Mit leisem Schaudern hörte ich mich antworten:

„Ich habe meinen Vergil noch hier!"

„Da nehmen Sie doch den Livius herauf!"

„Den hab' ich aus Versehen im Schranke!"

Der Professor schwieg. Er dachte nach. Das Verhängnis nahm seinen Lauf.

Eine peinvolle Minute verstrich.

Endlich war des Lehrers Plan gefaßt. Er wendete sich an den Klassenersten:

„Primus, schließen Sie den Schrank auf und holen Sie Reimanns Livius heraus!"

O, Gott, meinen Livius ...

Der Primus schließt den Schrank auf und holt tatsächlich meinen Livius heraus!

Er lag zuoberst.

„Nehmen Sie mal die anderen Bücher Reimanns heraus!"

R: „Ich habe weiter kein Buch im Schranke!"

Der Primus bringt einen Stoß Bücher zum Vorschein und legt ihn auf das Katheder.

Der Professor: „Ist das alles?"

Der Primus kämpfte einen harten Kampf. Er wollte mich nicht ins Verderben jagen, bangte aber mit Recht um seine eigene Existenz; denn in dem Klassenschranke, der seiner Obhut anvertraut war, wimmelte es von ungehörigen Dingen.

Zögernd förderte er einen zweiten Stoß ans Licht.

Der Professor: „Ist das alles?"

Ein dritter Stoß, vielleicht fünfzehn Bände, folgte.

Das ganze Katheder lag voller Bücher.

Ich hätte nie geahnt, daß ich überhaupt ihrer so viele mein eigen nannte.

Der Professor: „Reimann, sind das alles Ihre Bücher?"

R.: „Ja!"

Der Professor nimmt meinen Livius in die Hand: „Ist das Ihr Livius?"

R: „Nein!"

Der Professor: „Wo haben Sie Ihren?"

R: „Zu Hause. Den hab' ich vergessen."

Der Professor: „Sie sagten doch, Sie hätten ihn im Schranke?"

R.: „Ja, aber den hab' ich nicht benutzt."

Der Professor: „Ist das Ihr Buch oder nicht?"

R.: „Den hab' ich antiquarisch gekauft!"

Der Prpfessor: „Also ist es Ihr Buch?"

R.: „Ja. Aber den hab' ich nur für den Hausgebrauch. Nicht für Schulzwecke!"

Der Professor blättert in dem Livius: Zeile für Zeile ist deutsch überschrieben.

Der Professor: „Das ist ja gut!"

R.: „Sooo?"

Der Professor: „Schweigen Sie!"

R. schwieg.

Der Professor: „Das ist ja ein netter Einblick in Ihre Verhältnisse!"

Das war es wirklich, ich leugne das keineswegs.

Ich besaß nämlich die meisten klassischen Schriftsteller in zwei Exemplaren. Das eine war überschrieben, das andere nicht. Beide nahm ich in Gebrauch, schob, — sobald ich aufgerufen wurde — das überschriebene unter die Bank und übersetzte aus dem einwandfreien zweiten. Nun war es ans Licht gekommen.

Ich kriegte das Konsil.

Excessi, evasi, erupi.

Der Kröps

Das war eine Seele von einem Menschen, aber zum Lehrer eignete er sich nicht.

Wenn ich so zurückdenke und mir vergegenwärtige, was wir dem Mann alles angetan haben, so möchte ich heulen vor Jammer.

Wir haben ihn bitter geärgert, und keine Stunde verging ohne Krach und Zusammenstöße.

Doch trug daran, genau besehen, der Kröps selbst die Hauptschuld. Warum war er so mild und gütig!

Und warum war er so unmöglich als Lehrer!

Er wurde „Kröps" genannt, weil er aussah wie ein gekochter Krebs, und weil er das Wort Krebs aussprach wie „Kröps".

Kleine, verquollene Äuglein hatte er, man sah sie kaum; eine knollige, viergliederige Nase, die aus einem Hauptgebäude, zwei Flügeln und etlichen Seitenkomplexen bestand; einen rötlichen,

ungepflegten Schnurrbart, und das übrige voller Huckel und Warzen.

Aus allen Knopflöchern stank er nach Nikotin.

Sein Schädel war kahl und entlaubt und hatte die Form eines Eies. Oben zugespitzt.

Er sprach einen merkwürdigen Dialekt, halb Waterkant, halb Tegernsee, und leitete jeden Satz mit einem „Aksch!" ein.

Er gab Physik.

Sein Reich lag in einem Anbau des Gymnasiums und übte einen anziehenden Reiz auf uns aus.

Wir hielten uns gern im Physikzimmer auf; denn es war nicht wie die anderen Klassenzimmer.

Amphitheatralisch stiegen die Bankreihen in die Höhe, und tief unten lag die Bühne, will sagen: das Katheder, das längliche.

Ich hatte meinen Sitz selbstverständlich auf der allerobersten Bank und beherrschte die Situation.

Wenn es mir paßte, legte ich mich der Länge lang auf die Sitze und war für niemand zu sprechen.

Dies geschah häufig, weil ich dem Kröps bös war.

Er hatte sich mein Wohlwollen verscherzt.

Wir arbeiteten nämlich an Hand des Lehrbuches von Abendroth und nahmen in jeder Stunde ein Kapitel durch.

Dieses Kapitel pflegte der Kröps persönlich vorzulesen.

Wir alle mußten währenddem die Nase ins Buch stecken und dem Kröpse folgen.

Nun hatte ich einmal irgendeinen Satz nicht begriffen und wendete mich an meinen Vordermann oder besser Untermann und bat um Erklärung der mir unverständlichen Stelle.

Das hatte der Kröps beobachtet und gab mir einen Eintrag wegen „Unaufmerksamkeit".

Seitdem war ich — aus Trotz — wirklich unaufmerksam und schmollte.

Physik war auch nicht mein Fall. Ich will nicht sagen, daß sie mir zuwider gewesen sei, aber sie war mir wurscht.

Was ging denn mich das an, wie sich die Lichtwellen fortpflanzen, oder was ein Meterkilogramm ist!

Wollte ich das überhaupt wissen?

Nein, das wollte ich nicht wissen!

Die Influenzmaschine, die Geißlerschen Röhren, die Leydener Flasche, der Telegraphenapparat — — lauter Höllenmaschinen, die mich bis in den Schlaf hinein verfolgten.

Oder der entsetzliche Wagnersche Hammer, der, wenn ich nicht fehlgehe, einen wesentlichen Teil der elektrischen Klingel ausmacht!

Was sollte ich mit all dem Kram?

Schlimm genug, daß solche Marterwerkzeuge erfunden worden waren; unverantwortlich, sie mir nahe bringen zu wollen.

Ich weiß heutigentags noch nicht, warum eine elektrische Lampe brennt, oder warum eine Lokomotive vom Flecke kommt, und ich muß gestehen: ich fühle mich recht wohl dabei.

Ich liebe die Mystik und freue mich königlich, wenn etwas geheimnisvoll ist.

Wozu alles wissen wollen?

So galt ich in den Physikstunden als „enfant terrible", wofern der fremdländische Ausdruck gestattet ist.

Bei den allereinfachsten wie bei den aller-

schwierigsten Experimenten wandte sich der Kröps mit einem listigen „Aksch, Reimann!" an mich und konnte sicher sein, Erstaunliches zu vernehmen.

Die Experimente wurden in strenger Anlehnung an den „Abendroth" ausgeführt und nahmen meist die volle Stunde in Anspruch.

Ich wüßte nicht, daß jemals ein Experiment geklappt hätte.

Es war irgend etwas nicht in Ordnung, und die ganze Geschichte mußte wiederholt werden.

Auch beim zweiten Male, wenn der Kröps nach eigenem Gutdünken und anders verfuhr, als im „Abendroth" vorgeschrieben war, auch dann klappte es nicht.

Der Kröps kniff die kleinen Äuglein vollends zu und beteuerte, hilflos lächelnd, daß das Experiment klappen müsse.

Aber es klappte eben nicht und wurde aufgegeben.

Als ein Versuch mit Retorten und Glasröhren und Flaschen und was weiß ich unternommen und zuletzt eine Flamme unter die gläserne Pyramide gehalten wurde, die irgend-

eine bedeutsame Verwandlung herbeiführen sollte — — es handelte sich um Säuren — —, gab es plötzlich eine Detonation, und ich hatte die Wette gewonnen.

Ich hatte um eine Tafel Schokolade gewettet, daß es Trümmer setzen würde.

Das ganze Physikzimmer war in Rauchschwaden gehüllt, und die prächtige Pyramide lag — nicht wiederzuerkennen — am Boden.

Der Kröps rechtfertigte sich mit den Worten: „Aksch, das kost' bloß zwoa Mark funfzig!"

Er kriegte den Kram zu Einkaufspreisen. Als guter Kunde.

— Ehe er sich an ein Experiment wagte, führte er in vorsichtiger Rede aus, daß die Grundbedingungen zum Gelingen des Versuches nicht gegeben seien, und daß ihm nur unzulängliche Mittel zu Gebote stünden, und er pflegte mit dem Satze zu schließen: „Aksch, non will ich das Experiment zoagen!"

Er sagte das mit Skepsis.

Und ich pflegte, herablassend und durchaus

einverstanden, von meinem hohen Sitze aus zu erwidern:

„Tun Sie das!"

Der Kröps tat es dann auch.

Er hütete sich indessen, Experimente anzustellen, bei denen Verdunkelung des Zimmers erforderlich war.

Das Physikzimmer ist ein Mal und nicht wieder verdunkelt worden.

Kaum nämlich herrschte Finsternis, so erhob sich ein wahrer Hexensabbath, und das Amphitheater ward zum Blocksberg.

In Berliner Premièren geht es nicht halb so fidel zu.

Pfeifen und Zischen war noch das Wenigste.

Darum wurde holterdipolter Licht gemacht.

Ich hatte gerade Kröpsens Hut in der Hand.

Praktizierte rasch eine Stecknadel hinein und schmuggelte ihn auf seinen alten Platz zurück.

Zur Strafe für den revolutionären Aufstand wurde eine physikalische Klassenarbeit angekündigt.

In der kommenden Stunde stieg sie.

Damit nicht aus dem „Abendroth“ abgeschrieben werden könnte, sammelte der Kröps eigenhändig die Leitfäden ein, aber das tat unserem Wissen keinen Abbruch; denn wir hatten uns vorsorglicherweise die Physikbücher aus der Parallelklasse entliehen.

Die Arbeiten fielen zu allgemeiner Überraschung leidlich aus.

Bloß Schulze kriegte die Fünf.

Er hatte einen leeren Zettel abgeliefert, auf dem nichts zu lesen stand als der ideale Name Schulze.

Der Kröps korrigierte sehr langsam, und es waren nahezu drei Wochen verstrichen, bis wir endlich die Arbeiten zurückkriegten.

In der Zwischenzeit hatte Schulze zu Beginn einer jeden Stunde sich erhoben und den Kröps gefragt:

„Herr Professor, was hab' denn ich für eine Zensur in der Klassenarbeit?“

Der Kröps gab ihm die Fünf und war nicht weiter böse.

Er war viel zu gutmütig, als daß er Strafen austeilen mochte. Selbst in Fällen, wo ein

strenges Einschreiten not getan hätte, ließ er Milde für Recht ergehen.

Zwei solcher Fälle sind mir in Erinnerung geblieben:

Das eine Mal hatte er mich an die Tafel gerufen, damit ich zu Nutz und Frommen der ganzen Klasse etwas darlegte.

Mein Wissen versiegte nach wenigen Worten, und die waren Unsinn.

Der Kröps griff selbst ein und tat, als sei er an meiner Stelle, und rechnete die Tafel voller Formeln.

Ich stand hinter ihm, kam mir überflüssig vor und fühlte mich überdies als Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Ich erhob meine Hand und hielt sie dem Kröps dicht über die Glatze, mit jeder Bewegung mitgehend.

Das gab den größten Spaß und gelang eine Weile.

Aber plötzlich drehte sich der Kröps herum und hatte meine Hand, die pflichtvergessene, genau über den eigenen Augen, dicht vor der Stirn.

Er schaute mich an. Ich schaute ihn an.

Die Hand war weg.

Er sagte nichts als: „Aksch, Reimann!", drehte sich wieder um und rechnete zu Ende.

Das andere Mal leistete sich der Fox eine Unverschämtheit. Es war zu Beginn der Stunde. Der Kröps tauchte im Türrahmen auf, in der Hand eine große Kugel.

Er stieg aufs Katheder, versank in Nachdenken — die große Kugel in der Hand.

Da stand der Fox auf und sprach:

„Herr Professor, das ist wohl eine Kugel?"

Der Kröps wollte aufbrausen, aber ein großes Gelächter erstickte diese Worte.

Alles lachte. Auch der Fox.

Und da lachte schließlich der Kröps mit.

... Ach ja, er war eine Seele von einem Menschen.

Der „Denn eben"

Der „Denn eben" brachte es fertig, in einer Stunde zweihundertundfünfzigmal „denn eben" zu sagen.

Darum hieß er auch so.

Wenn er nicht weiter konnte, schob er ein füllendes „Denn eben" ein. Dann ging es wieder.

Er war kein großer Redner. Aber ein stiller Säufer.

Sein Weinkeller war reichhaltiger und besser assortiert als seine Bibliothek.

Deshalb ließ er auch je und je die Stunde ausfallen, mit der Versicherung, er sei heute denn eben etwas heiser.

Und heiser war er wirklich.

Selbst, wenn er nicht beschwipst war.

Er hatte eine nicht just heisere, jedoch verschleierte, umflorte Stimme und äußerte sich sozusagen in Kantilenen.

Er sang. (Puccini.)

Das hörte sich gut an, aber man schlief ein dabei.

Er war gar nicht unser richtiger Geschichtslehrer. Aber der war krank geworden und reiste irgendwo in Ägypten umher und kam nicht wieder. An seiner Statt kriegten wir den „Denn eben".

Wir waren mit dem Tausche zufrieden, das kann ich wohl sagen.

Denn der „Denn eben" war ein taktvoller, toleranter Herr und krümmte keinem ein Härchen.

Wir bekamen ihn in Obersekunda, wo die Flegelhaftigkeit die üppigsten Blüten treibt.

Doch waren wir beim „Denn eben" alles andere denn flegelhaft.

Wir schätzten sein vornehmes Wesen und vergalten Gleiches mit Gleichem.

Nun ja, er war ein in Ehren und ähnlichen Geräten ergrauter Herr — er trug übrigens ein unnatürlich großes Gebiß, aber das nahmen wir ihm nicht krumm — und wollte weiter nichts als seine Ruhe.

Er kam, setzte sich hinter das Katheder, schlug sein Buch auf und las.

Und las, bis die Glocke ertönte, um das Ende der Stunde zu verkünden.

Sofort hörte er auf mit Lesen—mitten im Satze —, klappte das Buch zu und hatschte hinaus.

Er kümmerte sich um keinen Menschen, lebte und lehrte so für sich hin und ließ uns unbehelligt; in der billigen Voraussetzung, daß auch wir ihn unserseits nicht störten.

So kamen denn beide Teile auf ihre Rechnung.

Er las vor, und wir, wir verhielten uns ruhig.

Sanft wie ein Bächlein gluckerte seine Rede dahin und äußerst melodisch.

Seine Stunden waren uns eine Erholung.

Ach, er las nicht eigentlich vor, sondern nahm Satz auf Satz, so wie er im Buche stand, in Angriff, änderte die Hauptworte, änderte die Tätigkeitsworte, schmückte aus, tat aus Eigenem hinzu und machte auf solche Manier aus einem Satze deren ein Dutzend.

Und, sobald er nicht weiter konnte, schaltete er ein „Denn eben" ein.

Einer von uns, der tatsächlich Statistiker geworden ist, führte Buch über die „Denn eben".

Die Höchstleistungen eines Semesters wurden jeweils in der Klassenzeitung bekanntgegeben.

Zweihundertundfünfzig war der Rekord.

Oh, das ist ganz erklecklich; denn der „Denn eben" kam nie vor halb zur Stunde.

Hatten wir von neun bis zehn Geschichte, so betrat der „Denn eben" ungefähr halb zehn Uhr die Klasse. Eher keinesfalls.

Sein Eintritt regte uns nicht auf; man erhob sich ein wenig aus der Bank und setzte sich sogleich wieder hin. Die Hauptsache war, daß es ohne Lärm und ohne Geräusche geschah.

Ein jeder fuhr in seiner Beschäftigung fort.

Droben hinter dem Katheder saß der „Denn eben" und las und flötete und sang sein „Denn eben".

Unten war man ganz anderswo.

Was kümmerte uns der Tod Pippins, was die Mark Brandenburg? Was focht es uns an, daß die Herren Westgoten im Jahre 504 bezwungen wurden, und daß ein König Genserich oder Geiserich geheißen hat?

Wir hörten von den Jüten, von den Aleman-

nen, von dem Herzog von Friaul, von der Allodial-Wirtschaft und tausend anderen Dingen, aber sie waren uns ein leerer Schall und nahmen keine festumrissene Gestalt an.

Wir hatten alle Hände voll zu tun. Die Arbeiten für die folgende Stunde wollten erledigt sein, die Hausaufgaben wurden gemeinsam gelöst, spannende Bücher mußten verschlungen werden, einer zeichnete possierliche Bildchen, ein anderer baute einen photographischen Vergrößerungs-Apparat, ein dritter ixte ein Gedicht aus für seine Flamme, wieder ein anderer stopfte mit Hingabe Zigaretten, kurzum: jeder einzelne war beschäftigt.

Wenn nur alles ohne Lärm und ohne Geräusche geschah.

Dem Felix Grosz rutschte einmal, als er Pflanzen preßte, der gesamte Apparat von der Bank und polterte zu Boden.

Pause.

Dann der „Denn eben": „Wer war das?"

Grosz erhob sich.

„Wie heißen Sie?"

„Grosz!"

Darauf der „Denn eben", mit seiner mürben Stimme: „Wissen Sie was, Grosz, Sie ekeln mich!"

Mit diesem Vorschlag war der peinliche Zwischenfall aus der Welt geschafft.

Derlei kam selten vor. Jeder hielt im eigenen Interesse auf größtmögliche Ruhe.

Zwar verließ der „Denn eben" sehr selten das Katheder, aber, wenn er es tat, geriet mancher in Druck.

Gleich auf der ersten Bank lag die neueste Nummer des „Simplicissimus", die der Primus andächtig studierte.

Auf der zweiten Bank saßen der Fox und ich.

Daß ich stets vollauf zu tun hatte, kann ich nicht leugnen. Die ganze Tafel des Pultes war bedeckt mit Zetteln, Ausschnitten, Karikaturen. Ich redigierte in den Geschichtsstunden die Klassenzeitung. Das verursachte viel Arbeit, und Konzentration war erforderlich.

Daß ich auf der zweiten Bank saß, ist nicht darauf zurückzuführen, daß ich ein braver und

fleißiger Schüler, sondern darauf, daß ich ein bösartiger und fauler war.

Um mich in ihrer Nähe und in ständiger Kontrolle zu haben, hatten mich etliche Lehrer so weit vorgesetzt.

Der „Denn eben" wußte das nicht.

Deshalb hatte ich auch in Geschichte immer eine gute Zensur.

Der „Denn eben" zensierte nach der Sitzordnung.

Also: ich stellte in den Geschichtsstunden die Klassenzeitung zusammen und hatte keine Zeit für andere Dinge.

Mein Nachbar dagegen, der Fox, saß steil und aufrecht und spannte auf die „Denn eben".

Die Tabelle lag vor ihm; bei jedem „Denn eben" zog er einen Strich.

Der „Denn eben" dozierte: „Natürlich ging der wissenschaftliche Zweck denn eben . . ."

Strich!

„. . . natürlich vor, soweit sie eine Begabung zu diesem Zwecke denn eben . . ."

Strich!

„ . . . bei sich empfanden. Und da ist ein beständiger Wechsel der Völkerschaften zu einer Zeit, wo die obere Elbe schon für die alten Völker nicht recht passierbar war, hat man sich denn eben . . .“

Strich!

„ . . . vorzustellen.“

Sonderbarerweise fiel das dem „Denn eben“ auf und zwar, als sein Lieblingswort sieben-, achtmal kurz hintereinander in einem und demselben Satze vorkam, und er versicherte dem auf- und niederwippenden Statistiker:

„Wenn Sie noch einen einzigen Strich da auf Ihre Bank machen, schreibe ich Sie denn eben ein!“

Der gewissenhafte Statistiker war in kritischer Lage.

Aber einen Strich machte er doch!

Und der „Denn eben“ schrieb ihn richtig ins Klassenbuch ein. Allerdings unter einem falschen Namen.

Er kannte ja keinen.

Dr. Färber

Unser Klassenlehrer feierte Geburtstag. Zwei Tage vorher, am Donnerstag, hatten wir Quintaner das erfahren, und am Sonnabend brachten wir alle große Blumensträuße mit.

Färber bedankte sich herzlich und lud die ganze Klasse für den Nachmittag um vier in seine Wohnung zu Kaffee und Kuchen.

Selbstverständlich gingen wir hin.

Färber wohnte in einem vornehmen Eckhause, und man durfte mit dem Fahrstuhle bis zu seiner Wohnung hinauffahren.

Oben empfingen uns die Dienstmädchen. Wir mußten ablegen und wurden in einen Salon geführt, an den sich — die Türen waren geöffnet — ein Musikzimmer und die geräumige Bibliothek anschlossen.

Färber war ein reicher Mann. Aber er war nicht immer reich gewesen.

Als bettelarmer Student hatte er sich vorgenommen, Philologe zu werden, und war durch Zufall mit der Tochter eines Großkaufmanns, die bedürftigen Akademikern aus eigener und des Vaters Tasche Wohltaten zu erweisen pflegte, in Berührung gekommen.

Das Fräulein, das nimmer jung war und trotz seiner beträchtlichen Mitgift bisher keinen Freier erwischt hatte, fand Gefallen an dem jungen Studioso und lud ihn mehrfach zu sich ein.

Färber hatte sich durch Nachhilfestunden und durch Stipendien — beide Eltern waren tot — notdürftig über Wasser gehalten.

Er fühlte sich wohl im Hause des begüterten Kaufmanns und machte sich herzlich wenig Gedanken, auf welche Art er dereinst seinen Dank möchte abstatten können.

Er ließ sich Anzüge schenken, begleitete das unmusikalische Fräulein, das für Musik schwärmte, in die Oper und ins Konzert und studierte nebenbei nicht mehr so eifrig weiter wie ehedem.

Aber er wurde zu einem raschen Entschluß ge-

drängt; denn die Dame hatte sich in den Kopf gesetzt, ihn zu heiraten.

Eines Tages überraschte sie den Ahnungslosen mit einem Kontrakte, in dem sie sich verpflichtete, Färbers Studium und weiteren Lebensunterhalt zu bestreiten, unter der Bedingung, daß er zum Dr. iur. et phil. promoviere und sie eheliche.

Nicht die winzigste Liebeserklärung war diesem Auftritt vorausgegangen.

Färber war wie vom Blitze getroffen. An eine Möglichkeit, das ältliche Mädchen heimzuführen, hatte er nie gedacht. Doch zeigte er sich der Situation gewachsen und gab, ohne zu zaudern, sein Ja und Amen. Er unterschrieb.

In ein paar Jahren war das Studium abgeschlossen, und Färber machte Hochzeit mit der reichen Kaufmannstochter.

Ein Punkt war allerdings nachträglich in den Kontrakt eingeschoben worden, und der besagte, daß die nunmehrige Frau Dr. Färber nach wie vor das Fräulein, das es gewesen, bleiben dürfe, und daß ein eheliches Zusammenleben durchaus nicht in Betracht käme.

Man mietete eine teuere Wohnung und halbierte sie: links hauste Färber — rechts das Fräulein, seine Frau.

Über diese kursierten tolle Gerüchte, die, wenn sie nur zum kleinsten Teile auf Wahrheit gegründet waren, den Nachsatz zu dem Ehevertrage ungerechtfertigt erscheinen ließen.

Das Fräulein war nämlich ein bißchen hysterisch und schleppte, wie die Freudianer sagen, ganze Komplexe mit sich herum.

Färber lebte seit Jahren mit seiner Frau, doch vermied er, sich mit ihr zusammen irgendwo blicken zu lassen.

Einmal habe ich die beiden in der Droschke fahren sehen: ihn in die linke Ecke gedrückt, sie in die rechte ...

... Doch alles das wollte ich gar nicht erzählen.

Ich wollte erzählen, wie wir bei ihm, der mittlerweile Professor geworden war, zum Kaffee eingeladen waren.

Also wir standen dreißig Mann hoch in dem großen Raume und getrauten uns nicht zu mucksen.

Wir untersuchten alles gründlich, aber respektvoll, und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Wir waren damals zwischen elf und zwölf.

Als wir eine Weile gewartet hatten, trat Färber herein und hinter ihm die Dienstmädchen mit Tassen und Kannen.

Jeder erhielt eine Tasse und ließ sich einschenken.

Dann gingen die Mädchen wieder hinaus, während Färber den einen oder den andern von uns in das Gespräch zog.

Und dann kehrten die Mädchen zurück mit zwei Torten.

Wir bekamen jeder ein Stück in die Hand und einen silbernen Teelöffel.

Wir standen allesamt herum, in der Rechten die Torte, in der Linken die Tasse, und fühlten uns gar nicht behaglich.

Einer faßte sich ein Herz, trank den Kaffee aus und stellte die Tasse auf das Fenstersims.

Wir folgten seinem Beispiele — der Kaffee war brühheiß! — und blickten unschlüssig auf die Stücken Torte.

Einer fing an zu essen.

Sofort bissen alle zu und aßen.

Es war Kirschtorte. Mit Kernen.

Wer weiß, bitte, mit elf Jahren, daß man unentkernte Kirschtorte in der Weise verzehrt, daß man die Kerne auf den Löffel gleiten läßt und sodann beiseite legt?

Und wer weiß überhaupt mit elf Jahren kunstgerecht und wohlgesittet zu speisen?

Wir waren in böser Verlegenheit.

Die einen spuckten die Kerne in die Hand und hielten sie krampfhaft darin fest, die andern praktizierten sie verstohlen in die Hosentasche.

Etliche haben sogar die sämtlichen Kirschkerne hinuntergeschlungen, um ja keinen Fehltritt zu begehen.

Der eine von ihnen hat nachher lange an einer schweren Darmentzündung darnieder gelegen

— — — — — — — — — — — —

Von Färber habe ich später noch einmal gehört, als ich längst von der Schule herunter war.

Er hatte mit der Schwester eines Schülers, dem er eigens zu diesem Behufe Privatunterricht

erteilte, ein Verhältnis angeknüpft und war daraufhin aus dem Lehrverband entlassen worden.

Seiner Frau, dem Fräulein, gefiel es just um diese Zeit, sich zu entleiben.

Ein halbes Jahr nach ihrem Tode führte Färber eine steinreiche Kommerzienratstochter zum Altar.

Aus Liebe.

Warum mein Freund Paul geschwenkt wurde

Paul kam jeden Morgen knapp vor Torschluß in die Schule. Wir nannten das: „Auf den letzten Drücker".

Welche Gründe ihn bewogen, so spät zu erscheinen, vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben, doch glaube ich in der Annahme nicht irre zu gehen, wenn ich vermute, daß . . . was ist dies für ein dämlicher Satz??

Das weiß Gott: man braucht bloß an die Zeit von damals zu denken, und sofort verfitzt man sich in Schwulst und Periodenschachtelei.

Klipp und klar: Paul stand nicht gern auf, sondern genoß erst so richtig die Wonnen des Bettes, wenn ihn die Mutter geweckt hatte. „Noch eine Minute!" sagte er. Dann: „Noch eine Minute!" Dann: „Noch eine Minute!" Dann dröselte er auch wohl noch ein wenig vor

sich hin, und dann streckte und dehnte er sich, und dann wälzte er sich, die Faulheit auskostend, auf die andere Seite, und auf einmal war eine Viertelstunde dahin, er wußte nicht wie, und es wurde allerhöchste Zeit, sich zu erheben.

Das mag der Grund gewesen sein, weshalb er so spät zur Schule kam.

Aber es war schließlich und endlich nichts als Widerwille gegen den Schulzwang.

Paul ging nicht gern zur Schule.

Trotzdem saß er unter den Ersten; in Mathematik leuchtete er, und auch in den Sprachen galt er als Musterschüler.

Unter den Lehrern hatte er jedoch keine Freunde. Denn erstens war Paul muckisch und maulfaul, und zweitens trug er einen steifen Hut — seit Untersekunda.

Im Januar vor der Reifeprüfung geschah es, daß Paul — nicht zum ersten Male — so spät kam, daß er die Pforte verschlossen fand.

Ein Sextaner sah ihn von drinnen und öffnete die Tür in der Überzeugung, einem Lehrer dienlich zu sein.

Paul trug ja einen Hut und mochte als Kandidat gelten.

Zufällig bemerkte der Inspektions-Professor den Vorgang und stellt den Oberprimaner zur Rede.

Ob er nicht pünktlich sein könne?

Es sei doch nicht gefährlich, wenn man ein paar Minuten zu spät käme, verantwortete sich Paul.

„Aber daß der Sextaner Ihnen geöffnet hat, das paßte Ihnen gut, was?"

„Wenn er nicht aufgemacht hätte, wäre das auch kein Unglück gewesen."

„Hm. Der hat Sie offenbar für einen Lehrer gehalten?"

(Mißbilligender Blick auf den Hut.)

„Da ist doch nichts dabei."

„Na, hören Sie mal, mein Freundchen . . ."

„Das ist doch weiter keine Ehre."

Der Professor sagt nichts, wendet sich zum Gehen, bleibt stehen, spricht:

„Überlegen Sie sich den letzten Satz genau!"

„Was ist da zu überlegen? Und wenn mich

der Sextaner für den Kaiser von Frankreich gehalten hätte, so wäre das weiter keine Ehre!"

Das war früh, sieben Minuten nach acht Uhr.

Um zehn fand die Konferenz statt.

Zehn Uhr fünfzehn war Paul erledigt.

Er wurde geschwenkt wegen Beleidigung des gesamten Lehrerkollegiums.

Man hätte eine Majestäts-Beleidigung herausdestilliert, wenn es einen Kaiser von Frankreich gegeben hätte.

Schade, daß es keinen gibt.

— Seitdem bildete sich Paul ein, mit seinem naseweisen Ausspruch ein klein wenig recht gehabt zu haben.

Mister Simson

Der englische Lehrer.

Er war nicht groß, nicht klein, neigte sanft zur Korpulenz und hatte einen vierkantigen, blondbebuschten Schädel. Unter der faltenlosen Stirn zwei marineblaue Stielaugen, die scheinbar auf den Brillengläsern saßen. Man fühlte sich immer versucht, die Handflächen darunter zu halten.

Die Haut: zartestes Rosa. Die weibischen Hände baumelnd an einem Paar Arme, die einen halben Meter zu länglich geraten waren.

Im Gegensatze zu allen übrigen Kollegen, welche biedere Zugstiefel an ihren Füßen trugen, liebte er knöpfbare Halbschuhe. Nie sah man ihn anders als in höchster Eile und Aufgeregtheit.

Angeblich kam er aus Amerika, wo er in einem Damen-Lyzeum gewirkt und wegen einer verunglückten Liebe nebst ihren Begleiterscheinungen um Abschied nachgesucht hatte.

Er war nervös und fahrig. Daumen und Zeigefinger der rechten Hand zuckten, wenn er sprach, in der Westentasche auf und nieder. Schwieg er, so wurde wenigstens auf den Zehenspitzen gewippt.

Sein Deutsch erregte herzliches Mitleid. Soundsooft konnte man aus seinem Radebrechen nicht klug werden.

Obwohl Englisch fakultativ war, gingen trotzdem alle Mann in Mister Simsons Stunde, des aparten Reizes wegen; bis auf Gotthold, das Kind, das mir zu Trotz und Tort Hebräisch trieb.

Von Mister Simson ist zu berichten, daß er anfänglich nett und liebenswürdig war, nach kurzer Zeit (ohne jeden Grund) ein grobes und ruppiges Benehmen zur Schau trug und schließlich wieder freundlich und anständig wurde und blieb.

Daß der Mister sich seltsam aufführte und sein ursprüngliches Betragen planmäßig veränderte, ist wohl daraus zu erklären, daß der Kax, unser französischer Lehrer, in einem Anflug von Despotenwahn der zehnten oder elften englischen Stunde beiwohnte und, wie zu mutmaßen ist, dem Mister Simson eine kollegiale Rüge erteilt

haben mag: seine Art sei für uns zu lax ond nöcht genögend önörgisch.

Mister Simson hat wahrscheins auf den Rat des älteren, erfahrenen Kollegen gehört und ist mit sich zu „Rate" gegangen.

Die Folge war, daß er uns etwa in der Weise behandelte, die der Kax angewendet gewußt wissen wollte und selbst angewendet hätte, wenn er der Kerl danach gewesen wäre.

Aber in einer einzigen Stunde haben wir dem Mister Simson dargetan, daß wir Schneid besaßen und nicht ohne triftigste Gründe tyrannisch mit uns umspringen ließen.

Diese bewegte Stunde wird dem Mister wie sämtlichen Teilnehmern unvergeßlich sein; denn sie bot Sensationen, wie man sie nicht alle Tage erlebt:

Ehe der Mister das Klassenzimmer betrat — es war die erste Stunde nach dem Umschwung in seinem Gebaren, und wir hatten beschlossen, solidarisch vorzugehen, anstatt die von etlichen Besonnenen vorgeschlagene passive Resistenz auszuüben . . . ehe der Mister Simson das Zimmer

betrat, gruppierten wir uns um ein dem Pulte gegenüber gelegenes Fenster und folgten den pseudoastronomischen Darlegungen des witzigsten Kameraden, so tiefes Interesse heuchelnd, daß wir den Eintritt des Lehrers übersahen und erst durch grobe Zurufe auf die Plätze gewiesen werden mußten.

Die Grobheit war nicht echt.

Sie lag dem Mister nicht, und deshalb war sie allzu derb, das fühlte man.

Die Stunde begann, von „gewitterschwüler Stimmung" keine Spur.

Ich sagte oben: „solidarisch."

Das ist nicht richtig: wir faßten gemeinsamen Beschluß; handeln sollte einer.

Der eine war der Klassenletzte.

Punkt halb — programmgemäß — zog dieser eine, zog ich eine blaue Schachtel (ich träume hie und da von ihr), zog ich eine blaue Schachtel aus der Tasche und schüttete ihren Inhalt auf die Bank.

Schüttete ihren Inhalt auf die Bank und blies ihn in die Luft.

Blies ihn in die Luft.

Auf dem Deckelinneren der Schachtel stand zu lesen: „Man nehme eine Messerspitze voll ..."

Es war die letzte Nachmittagsstunde gewesen.

Das Niespulver wirkte bis in die Nacht. Die Schleimhäute waren kaum zu beschwichtigen. Es gibt eine Redensart: „Die Nase voll haben."

Wir durften uns mit Fug des Gegenteiles schmeicheln.

Ich hatte kalkuliert: wenn eine Messerspitze voll genügt, — um wieviel mehr muß die ganze Schachtel voll „genügen" ...

Und der Erfolg gab mir recht.

Zunächst entstand ein Husten und Würgen, ein Hin und Her, unruhiges Wabern und vereinzeltes „Hatschieh!"-Machen, dann artete die Nieserei ganz unvermittelt in Raserei aus, und alles, was Nasen hatte, drohte, in Auflösung überzugehen.

Mister Simson stürzte ans Fenster, um es aufzureißen. Es war mit Draht verschnürt.

Er zog den Hebel des oberen Klappfensters.

Bautsch — flog das Fenster herab; denn es war ausgeschraubt und klappte nicht im vorschriftsmäßigen, sondern in einem Winkel von 180° herunter.

Die Splitter klirrten.

Mister Simson sperrte die Tür auf.

Er brüllte: „Uähr hat hier ein Pfefferſack? Uähr hat hier ein Pfefferſack?"

Die Luft ging ihm aus. Die langen Arme ruderten.

Der Ärmste, er lebte noch in amerikanischen Verhältnissen und befürchtete ein Attentat.

Die Klasse prustete, schrie, tobte, kreischte, schneuzte, krächzte, jaulte, stöhnte, röchelte, gurgelte, nieste, nieste, nieste.

Die Klasse nieste, was das Zeug hielt. Mister Simson mit.

Und als das Zeug nimmer hielt, wurde die Stunde geschlossen, der Unterricht abgebrochen, und Mister Simson flüchtete purpurrot und unablässig niesend zur Tür hinaus — — wir alle — es war nicht auszuhalten! — hinter ihm drein.

Aber sicher ist sicher. Und der Mister mußte gründlich gezähmt werden!

In der folgenden Nacht wurden ihm — mit einstündigen Pausen — sieben aufregende Telegramme ins Haus gesandt. Das erste kurz nach zehn Uhr abends.

Die geschlagene Nacht über.

In der nächsten englischen Stunde war er ein wenig kleinlaut und befleißigte sich der manierlichsten Manieren.

Des waren wir zufrieden und lebten fernerhin in Eintracht und Frieden mit dem bekehrten Amerikaner.

*

Alt und grau geworden, denke ich ohne Reue und ohne Gewissensbiß an Lausbübereien wie die eben erzählte, denke ohne Haß und ohne Liebe an meine Lehrer und kann mich des Gefühles nicht erwehren, als würde ich, säß' ich heute wiederum auf der Schulbank, genau wie damals handeln und Allotria anstellen.

Und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte, ich will ein Lausbub bleiben!

Inhalt

Abgangszeugnis 7

„Gymnasium“ 9

Der Kax 10

Der Mathematiklehrer 26

Kurt oder Konrad Krause 33

Professor Kleinpusch 40

Der Kandidat 50

Die Photographien 57

Der Herr Professor 65

Wie ich das Konsil bekam 72

Der Kröps 81

Der „Denn eben“ 91

Dr. Färber 99

Warum mein Freund Paul geschwenkt wurde . . 106

Mister Simson 110

Hans Reimann

ist der Heros des bunten Allerlei, der erste Stratege der Komik, der Meister der Groteske.

(Hessische Landeszeitung.)

*

Bücher von Hans Reimann

ERSCHIENEN IN 200000 EXEMPLAREN BEI PAUL STEEGEMANN · HANNOVER

Die Dame mit den schönen Beinen. Grotesken. Umschlagzeichnung v. Emil Preetorius. 21. veränderte Aufl. Kart. 2 —, geb. 3.—

Das verbotene Buch. Neue Grotesken. Umschlagzeichnung von Emil Preetorius. 16. veränderte Auflage. Kartoniert 2.—, gebunden 3.—

Das Paukerbuch. Geschichten vom Gymnasium. Umschlagzeichnung von George Grosz. 14. veränderte Aufl. Kartoniert 2.—, gebunden 3.—

Ewers. Ein garantiert verwahrloster Schundroman in Lumpen, Fetzchen, Mätzchen und Unterhosen von Hanns Heinz Vampir. 20. Auflage (Eine Parodie auf Hanns Heinz Ewers.) Kartoniert 2.—, gebunden 3.—

Die Dinte wider das Blut. Ein parodierter Zeitroman von Arthur Sünder. 3. Auflage. (Eine Parodie auf den antisemitischen Roman „Die Dinte wider das Blut".) Kart. 1.—

Hedwig Courths-Mahler. Schlichte Geschichten fürs traute Heim. Mit 30 reizenden Bildern v. George Grosz. 10. Auflage. (Eine Parodie auf Hedwig Courths-Mahlers sämtliche Werke.) Kartoniert 3.—

Sächsische Miniaturen. Band I. Grotesken in sächsischer Sprache. 25. Auflage. Mit 14 Zeichnungen von George Grosz. Gebunden 3.—

Sächsische Miniaturen. Band II. Illustr. von Karl Arnold. 10. Auflage. Kartoniert 2.—, gebunden 3.—

Der König. In Memoriam Friedrich August von Sachsen. Anekdoten über den König in sächsisch-Sprache. 10. Auflage. Kartoniert 2.—, gebunden 3.—

Hundertjähriger Kalender. Ein literarischer Zeitweiser fürs deutsche Volk. 1.—10. Auflage. Im Druck.

Größenwahn. Eine Anthologie neuer Chansons fürs Kabarett. 1.—10. Auflage. Im Druck.

Pax. Friedliche Geschichten. Kart. 3.—. 5. Auflage. Fast vergriffen; erscheint nicht neu.

Der Floh. Grotesken aus der Kriegszeit. 5. Auflage. Fast vergriffen; erscheint nicht neu.

Kaktusse. Ausgew. Grotesken. 10. Aufl. Fast vergriffen; erscheint nicht neu.

Die neuen Bücher

BARBEY D'AUREVILLY. **Das Gastmal der Lästerer.** Eine grausame Erzählung aus den „Teufelskindern". Übertragen von Arthur Schurig. 3. Aufl. Gebunden M. 3.—

BALZAC. **Der intime Balzac.** Anekdoten aus dem Französischen des Léon Gozlan. Deutsch von Ossip Kalenter. Herausgegeben von Arthur Schurig. 3. Aufl. Geb. 5.—

BAUDELAIRE. **Der Verworfene.** (Die Blumen des Bösen.) Deutsche Umdichtung v. Hans Havemann. Mit Holzschnitten von Curt Stoermer. Einmalige Ausgabe in 1000 Exempl. Ausg. A auf Bütten (1—50) in Ganzpergament 50.—, Ausg. B auf Bütten (51—100) in Halbpergament 30.—, Ausg. C in Pappbd. (101—1000) 10.—

EDWARD BULWER. **Die Geisterseher.** Eine okkulte Erzählung. Übertragen v. Rainer Maria Schulze. 3. Auflage. Gebunden 3.—

CARUSO. **Erinnerungen an Enrico Caruso.** Herausgegeb. von Geh. Intendanzrat Emil Ledner (Der Impresario Carusos). Eingeleitet von Generalmusikdirektor Leo Blech. 10. Auflage. Kart. 3.—, geb. 5.—

CRÉBILLON. **Das Sofa.** Einmalige deutsche Ausgabe in 1000 numerierten Exemplaren. Mit Lithographien v. Ernst Schütte. Geb. 5.—

ADOLF VON HATZFELD. **Franziskus.** Ein Roman. Umschlagzeichnung v. Barlach. 10. Auflage. Kartoniert 4.—, gebunden 6.—

PAUL STEEGEMANN · VERLAG · HANNOVER UND LEIPZIG

ADOLF VON HATZFELD. Die Lemminge. Ein Roman. 5. Aufl. Kartoniert 4.—, gebunden 6.—

ADOLF VON HATZFELD. Gedichte. 3 Aufl. Kart. 4.—, geb. 6.—

KURT HILLER. §175. Die Schmach des Jahrhunderts! (Der Fall Gustav Wyneken. Das Verbrechen an Oscar Wilde.) 6. Auflage. Kartoniert 3.—, gebunden 5.—

MAGNUS HIRSCHFELD. Lebenserinnerungen. In Vorbereitung.

OSSIP KALENTER. Das goldene Dresden. Ein Führer durch Dresdens Natur- und Geisteswelt. 3. Aufl. Kartoniert 2.—

OSSIP KALENTER. Die Idyllen um Sylphe. Ein neues Buch der Lieder. 4. Auflage. Kartoniert 2.—

RESI LANGER. Kinotypen. Rund um den Kurbelkasten. 10. Auflage. Kartoniert 2.50, gebunden 3.50

LIEBESGESCHICHTEN DES ORIENTS. Neue Übertragungen aus dem Sanskrit, Persischen, Türkischen usw. Es sind die blühenden Gärten des Ostens, eine wichtige Ergänzung zu den Erzählungen aus Tausend und einer Nacht. Mit einleitender Prosa von Franz Blei. 800 Exemplare. Gebunden 5.—

OLAF. Der bekränzte Silen. Verse an Knaben. Vorwort aus Stefan George. 2. Auflage. Kartoniert 2.—, Luxusausgabe 10.—

OLAF. Erfüllte Stunde. Eine romantische Erzählung des antiken Eros. Im Druck.

EUGEN ORTNER. Gott Stinnes! Ein ethisches Pamphlet. 5. Auflage. Kartoniert 3.—, gebunden 5.—

PETRONIUS. Die Abenteuer des Encolp. Ein heidnischer Roman in zwei Büchern. Nach der Ausgabe von W. Heinse herausgegeben von Curt Moreck. 800 Exemplare. Geb. 5.—

E. A. POE. Die Abenteuer des Detektivs Dupin. Übertragen von Rainer Maria Schulze. 3. Auflage. Illustriert von Ernst Schütte Kartoniert 2.—, gebunden 3.—

E. A. POE. Romantische Liebesgeschichten. Übertragen v. Rainer Maria Schulze. Gebunden 3.—

RODA RODA. Eines Esels Kinnbacken. Grotesken und Satiren. 28. Aufl. Kartoniert 3.50, gebunden 5.—

KURT SCHWITTERS. Die Kathedrale. Acht schöne Steinzeichnungen. 3. Auflage. Kartoniert 2.—

KURT SCHWITTERS. Anna Blume, Dadageddichte Mit den englischen und französischen Übersetzungen. 13. Aufl. Kart. 2.—, geb. 3.—

SERNER. Zum blauen Affen. 33 Hochstapler-Geschichten. Geb. 5.—

SERNER. Der Isabelle Hengst. 25 Kriminalgeschichten. Gebunden 5.—

SERNER. Letzte Lockerung. Ein Handbrevier für Hochstapler. 3. Auflage. Kartoniert 2.—

STENDHAL. Liebesabenteuer. Elf Erzählungen. Deutsch von Franz Blei. 10. Auflage. Kartoniert 2.—, gebunden 3.—

R. L. STEVENSON. Der Mann mit den zwei Gesichtern. Krim.-Roman. 5. Aufl. Kart. 2.—, geb. 3.—

R. L. STEVENSON. Der Klub der Selbstmörder. Kriminalgeschichte. Illustriert v. Ernst Schütte. 3. Aufl. Kartoniert 2.—, gebunden 3.—

DÉSI STINNES. Söhne. Acht Szenen. Kartoniert 2.—, geb. 3.—

VOLTAIRE. Die Jungfrau. (La Pucelle d'Orleans). Die schärfste Satire gegen Frankreich und Rom. 3. Auflage. Gebunden 5.—

VOLTAIRE. Die Abenteuer des Candide in vier Erdteilen. Übertragen von J. Frerking. Mit 28 großen Federzeichnungen von Alfred Kubin. Im Druck.

OSCAR WILDE. Der Priester und der Meßnerknabe. Übertragen und mit einem Nachwort versehen von Rainer Maria Schulze. 10. Auflage. Kartoniert 2.—, geb. 3.—

Die Preise sind Grundpreise, die mit der Teuerungszahl der Buchhändler multipliziert werden müssen. Der große Katalog wird gegen Rückporto gesandt.

PAUL STEEGEMANN · VERLAG · HANNOVER UND LEIPZIG